

# Politicum

Das Magazin der Fachschaft  
Politik & Soziologie



Was ist gute Lehre?



Liebe Leserinnen  
und Leser,

das Semester neigt sich dem Ende und es ist Zeit für die Winterausgabe des *Politicum*! Dieses Mal geht es um ein Thema, das vielen von Euch vielleicht auf den ersten Blick trocken erscheint, aber es wert ist,

genauer unter die Lupe genommen zu werden: gute Lehre. Im November fand der "Tag der Guten Lehre" an der Fakultät statt – mit diversen ersten Erkenntnissen über Erfolge, aber auch über aktuelle Herausforderungen für die Lehre an unserem Institut. Die facettenreiche Diskussion wird durch einen Bericht über den Tag, eine kritische Stellungnahme der Fachschaften sowie durch Interviews mit Dr. Manuel Becker vom IPWS und Bettina Grävingholt vom Bonner Zentrum für Hochschullehre (BZH) veranschaulicht.

Außerdem erwarten Euch unter anderem zwei Essays zum Verhältnis von Terrorismus und medialer Berichterstattung, das Ohne-Worte-Interview mit einer Euch bekannten Bibliothekarin, Meinungstexte zu unterschiedlichsten Themen sowie ein Interview mit Prof. Dr. Grit Straßenberger zu ihren Forschungsschwerpunkten. Wer die letzte Weihnachtsfeier der Fachschaft besucht hat, wird sich freuen, dass der Weihnachtsmann seine persönliche Geschichte dem *Politicum* zur Verfügung gestellt hat.

Da diese Ausgabe meine allererste ist, möchte ich mich bei allen Personen bedanken, die so motiviert an der Erarbeitung der Beiträge und Fotos, an der Korrektur und an vielem mehr mitgewirkt haben.

Falls Ihr Lust habt, in Zukunft auch etwas für das *Politicum* zu schreiben, könnt Ihr Euch gern bei Eurer Lieblingsfachschaft oder direkt bei mir melden.

Ich wünsche Euch viel Spaß beim Lesen!

Aileen Völlger

# Inhalt

- 4 Ohne Worte**  
antwortet Jutta Alfter
- 6 Von Ochsentouren  
und Philosophenkönig**  
Prof. Dr. Grit Straßenberger im Interview
- 9 Auf in die zweite Runde!**  
Neuigkeiten vom EU Career Ambassador
- 10 Titelthema – Was ist gute Lehre?**
- 13 Der „Tag der Guten Lehre“**
- 15 Die Rede der Fachschaften der  
Philosophischen Fakultät**
- 16 Point of View**  
– **Terrorismus und Medien**  
Ist weniger mehr? &  
Terrorismus und öffentliche Meinung
- 20 Vier Themen, vier Meinungen**
- 25 Militarisierung und Gesellschaft**
- 28 Wie der Weihnachtsmann einmal  
vergaß, was sein Job ist**  
Eine Weihnachtsgeschichte

Impressum





## Liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen,

auch wenn wir bereits die ersten Wochen des neuen Jahres bestritten haben, möchten wir Euch ein frohes und erfolgreiches Jahr 2016 wünschen. Wir hoffen, dass sich alle „Neuzugänge“ und auch die älteren Fachsemester gut in ihren Studienalltag eingefunden haben und über die Feiertage Kraft für das neue Jahr gesammelt haben.

Das Wintersemester war von vielen Highlights geprägt und kann als rundum gelungen bezeichnet werden. In der Ersti-Woche konnten wir die neuen Studierenden an unserem Institut begrüßen und in das Uni-Leben einführen. Traditionell fand im Oktober die Fachschaftsparty im ausverkauften Tante Rike statt. Zu Elektrobeats wurde bis in die frühen Morgenstunden getanzt und ausgelassen gefeiert. Bereits am nächsten Morgen ging es Richtung Nettersheim zur Ersti-Fahrt. Ein ganzes Wochenende, um sich intensiver kennen zu lernen und gemeinsam Halloween zu feiern.

Großen Anklang fand das Ringseminar zum Thema „Hat der Nationalstaat eine Zukunft?“. Der Große Übungsraum war bis auf den letzten Platz besetzt, sodass sich einige auf den Boden setzen mussten. Obwohl leider Herr Prof. Dr. Geppert an diesem Tag krankheitsbedingt ausfiel, konnte Herr Prof. Dr. Werron das Fehlen inhaltlich kompensieren. Das Interesse der Studierenden am Thema „Nationalstaat“ zeigte sich auch in den zahlreichen Fragen. Auch unsere Veranstaltung „Leben ohne nationale Zugehörigkeit – Staatenlos“ im Januar war ein voller Erfolg.

Traditionell stand im Dezember die von den Erstsemestern organisierte Weihnachtsfeier an. Der große Übungsraum wurde stimmungsvoll dekoriert und stimmte uns in Weihnachtsstimmung. Der Besuch vom Weihnachtsmann, in Person von Dr. Marcel Solar, rundete den Abend ab. Seine Weihnachtsgeschichte über die Tücken des Uni-Alltags brachte viele zum Lachen.

Geschenke gab es am Ende natürlich auch. Falls wir Euch hiermit neugierig gemacht haben: für alle Motivierten unter Euch, die sich in der Fachschaft engagieren möchten, kommt einfach zu einer unserer Sitzungen vorbei! Wir treffen uns jeden Mittwoch um 20 Uhr (c.t.) im großen Übungsraum.

Außerdem sind wir für Euch montags bis donnerstags jeweils von 12 bis 13 Uhr in unserem Büro in der Lennéstraße 27 erreichbar. Auch in der vorlesungsfreien Zeit besteht mittwochs von 12 bis 13 Uhr die Möglichkeit, mit Euren Fragen vorbeizukommen.

Viel Spaß beim Lesen des Politicums wünschen Euch im Namen der gesamten Fachschaft,

*K. Hueske J. Rittersberger*

Katharina Hueske &  
Julius Rittersberger



# Jutta Alfter – Ohne Worte

**GEBOREN** 07. Januar 1963 in Wissen/Sieg • **AUSBILDUNG** Studium an der Fachhochschule für Bibliothekswesen, Frankfurt/Main • **BERUF** Diplom-Bibliothekarin  
**STATUS** Literaturagentin



Frau Alfter, was ist eigentlich Ihr Lieblingsbuch?

von Aileen Völlger und Hannah Welter



Wie können Sie sich am besten entspannen?



Wie würden Sie Ihre Studienzeit beschreiben?



Ein Ort, an dem man gewesen sein muss?



Auf was wollen Sie in Ihrem Alltag nicht verzichten?



Wie würden Sie jemanden zum Lesen animieren?



Wer war der/die Held\*In der Kindheit?



# Von Ochsentouren und Philosophenkönig

**Professorin Grit Straßenberger aus Berlin hat zum Wintersemester 2015/16 den Lehrstuhl für Politische Theorie und Ideengeschichte in Bonn übernommen. Sie bringt frischen Hauptstadtwind an unser Institut. Wie es ihr hier im Vergleich zu Berlin gefällt, was ihre Forschungsschwerpunkte und Themen sind, haben wir für Euch nachgefragt.**

**Politicum: Guten Morgen Frau Straßenberger. Schön, dass Sie Zeit für ein Interview mit uns gefunden haben. Wie gefällt es Ihnen denn in Bonn?**

Grit Straßenberger: Der erste Eindruck ist sehr positiv. Die Kollegen sind sehr freundlich und hilfsbereit. Eine angenehme, kollegiale Atmosphäre ist grundsätzlich wichtig, da man gerade am Anfang in besonderer Weise auf Unterstützung angewiesen ist, bei der Einrichtung des Büros, der Suche nach Druckerpapier, Bestellungen und so weiter. Das Entscheidende für mich sind aber die Studenten und Studentinnen und da bin ich von Bonn sehr angetan!

**Das freut uns natürlich sehr.**

Ich schätze meinen Beruf als Hochschullehrerin sehr und neben der Forschung gehört dazu ganz wesentlich die Lehre. Und mein Gefühl ist: Die Studierenden sind interessiert und können mit ihrem Wissen gut an meine Themen anknüpfen, die ich anbiete – das ist keineswegs selbstverständlich!

**Was unterscheidet aus Ihrer Sicht das Institut in Bonn im Vergleich zu Berlin am meisten?**

Das Institut für Sozialwissenschaften an der Berliner Humboldt-Uni ist mit über 20 Professuren und den entsprechenden Mitarbeitern viel größer. Ich habe am Institut sehr lange gearbeitet und kannte doch am Ende nicht alle Kolleginnen und Kollegen.

In Bonn ist es überschaubarer, man lernt die Kollegen rasch kennen, kommt

schnell ins Gespräch, kann auf kurzem Weg etwas besprechen.

**Ist Bonn konservativer?**

Das kann man so pauschal nicht sagen, denn in Berlin gibt es sehr viele Professuren mit sehr unterschiedlichen Forschungsschwerpunkten. Das Institut an der Humboldt-Universität ist wirklich zu groß, um zu sagen: „Dort ist die linke Politikwissenschaft zu Hause.“

**Sie sind ja eine der wenigen Frauen am Institut als Professorin. Verwundert Sie das? Wie sehen Sie denn insgesamt die Rolle der Frau in der Wissenschaft?**

Das war in der Tat eine neue Erfahrung. Am Berliner Institut für Sozialwissenschaften gibt es mehr Professorinnen als Professoren. Das war nicht immer so, insofern haben sich die Dinge entwickelt. Als ich anfang, an der Humboldt-Uni zu studieren, gab es auch schon 17 oder 18 Professuren am Ins-

*„Es wird für Männer und Frauen gleichermaßen darauf ankommen, dass die Bedingungen stimmen, man also das Private mit dem Beruflichen vereinbaren kann.“*

titut, aber davon waren nur zwei von Frauen besetzt. Das heißt, in den letzten 20 Jahren hat sich da einiges getan – das kann man ja grundsätzlich auch für Bonn vermuten! (lacht) Im Umgang macht das aber erst einmal wenig aus. Ich mache im professionellen Kontext

keinen Unterschied zwischen Kollegen und Kolleginnen und habe es im Hinblick auf meine Person auch nicht gemerkt. Grundsätzlich ist der Beruf Hochschullehrer\*in natürlich einer, den Frauen wie Männer ergreifen. Es wird für Männer und Frauen gleichermaßen darauf ankommen, dass die Bedingungen stimmen, man also das Private mit dem Beruflichen vereinbaren kann. Auf der einen Seite bietet die Wissenschaft dazu bereits gute Möglichkeiten. Es gibt in der Universität große Handlungsspielräume für das Verfolgen eigener Themen und eine recht hohe Flexibilität im Zeitmanagement. Das ist gerade für die Familienplanung nicht unwichtig. Auf der anderen Seite besteht die Anforderung, zu Tagungen zu fahren, Vorträge zu halten – jenseits der klassischen Lehrzeiten, also auch am Abend und an den Wochenenden. Hier kommt es wesentlich auf unterstützende Maßnahmen an, und hier gibt es aus meiner Sicht noch erheblichen Handlungsbedarf.

**Was sind denn Ihre persönlichen Forschungsthemen?**

Ich vertrete die Politikwissenschaft in der Breite, aber mein Schwerpunkt liegt im Bereich der Politischen Theorie und Ideengeschichte. Das ist ein spezieller Teilbereich, in dem normative, historische und analytische Grundfragen der Politikwissenschaft thematisiert werden, zugleich handelt es sich um eine Teildisziplin, die meines Erachtens immer auch Anwendungsfragen zu berücksichtigen hat – und zwar nicht nur im Hinblick auf den historischen Wirkungskontext klassischer ideenge-

von Magnus Bolten und Esther Gardei

schichtlicher Texte, sondern eben auch hinsichtlich aktueller gesellschaftlicher Herausforderungen. In historisch-analytischer Perspektive geht es um Herkunft und Wandel politischer Kernbegriffe und zentraler politischer Ideen, wie Menschen- und Bürgerrechten, Demokratie oder Republik, soziale Gerechtigkeit oder eben Elite. So ist etwa der Begriff „Elite“ relativ jung. Wir datieren ihn sozialwissenschaftlich auf die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und machen dies an Elitetheoretikern wie Mosca oder Pareto fest. Die Elite-Idee ist freilich sehr viel älter. Bereits Platons „Philosophenkönig“ bietet eine systematische Vorstellung von Leistungs- und Wertelite, die immer wieder rezipiert und für politische Ordnungsentwürfe reformuliert wurde.

Die Politische Theorie und Ideengeschichte erhebt aber eben auch einen zeitdiagnostischen Anspruch und behandelt prognostische Fragen. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, dass wir etwa Aristoteles „Politik“ simplifizierend ins 20. bzw. 21. Jahrhundert übertragen und ihre Aktualität behaupten. Interessant ist vielmehr die Art und Weise, wie Aristoteles oder Thukydides oder Thomas Hobbes Probleme analysieren und welche Lösungsstrategien sie entworfen haben. Es kommt also auf die Art des Denkens und nicht auf die fertigen Antworten an. Diese ideengeschichtliche Herangehensweise, die material und methodisch eine große Nähe zur Geschichtswissenschaft und zur Philosophie besitzt, möchte ich auch in Bonn verfolgen.

#### Was sind denn geplante Forschungsprojekte?

Meine Forschungsvorhaben liegen in den Themenbereichen „Elitenforschung“, „Demokratietheorie“, sowie „Autoritäts- und Zivilgesellschaftsforschung“. So wird es etwa in einem Forschungsprojekt um die ordnungs-



bildende Kraft von Autoritäten gehen. Das ist im Moment besonders spannend, weil Autorität einerseits in Spannung zur Demokratie steht, andererseits konzeptionell auf die Begrenzung von demokratischen Konflikten gerichtet ist, also eine die demokratische Ordnung stabilisierende Funktion übernimmt.

#### Sie meinen, dass der Gedanke der „Autorität“ auch eine positive Wirkung hat?

Ja, denn „Autorität“ war ursprünglich keineswegs reserviert für autoritäre Regime, sondern ein republikanisches, auf die römische Republik zurückgehendes Konzept, das auf die Begrenzung demokratischer Hand-

lungsmacht abstellt und in diesem Sinne anti-populistisch angelegt ist. Während populistische Parteien und Bewegungen beispielsweise den Anspruch erheben, immer für das ganze „Volk“ zu sprechen, was auch immer das ist, ist der Bezugspunkt für Autorität gerade nicht das „Volk“, sondern – zumindest in republikanischer Tradition – die Tradition und die Verfassung. In meinem Forschungsprojekt geht es um die Bildung und Wirkung von Autoritäten in der liberalen Demokratie, denn wenngleich dem Wirken von Autoritäten eine stabilisierende Funktion zukommt, so steht Autorität als fraglose Anerkennung von Hierarchie in Spannung zur demokratischen Norm der Gleichheit. Das zweite Projekt thematisiert die Konfliktfähigkeit

bzw. Konfliktbearbeitungskompetenz liberal-demokratischer Gesellschaften. Hier steht ein besonderer Modus der Übereinkunft im Zentrum: der Kompromiss. Dieser durchaus häufig praktizierte Modus der Übereinkunft zwischen Konfliktparteien ist bislang noch untertheoretisiert.

*„Eine Akademisierung der Eliten hat bereits stattgefunden. Der Hochschulabschluss ist heutzutage eine Voraussetzung für den Einstieg in Elitepositionen. Das betrifft die kulturellen und politischen Eliten ebenso wie die Eliten in der Wirtschaft.“*

Schließlich beabsichtige ich, eine ideengeschichtliche Studie zu Idee und Begriff der „Elite“ zu schreiben. Leitend ist hier die Frage, wie politische Denker die Rolle von Eliten für die Gestaltung des Politischen thematisiert haben. Eine solche stärker politikwissenschaftlich ausgerichtete Elitentheorie steht noch aus.

### **Wer sollte denn einen Staat führen? Sollte es eine Akademisierung der Spitze geben?**

Eine Akademisierung der Eliten hat bereits stattgefunden. Der Hochschulabschluss ist heutzutage eine Voraussetzung für den Einstieg in Elitepositionen. Das betrifft die kulturellen und politischen Eliten ebenso wie die Eliten in der Wirtschaft. Dies lässt sich nicht zuletzt an den Gewerkschaftseliten beobachten, die mittlerweile auch zum größten Teil über Hochschulabschlüsse verfügen. Eine davon noch einmal zu unterscheidende Frage ist, ob wissenschaftliche Fähigkeiten politische Führungsqualitäten befördern. Hier würde ich knapp sagen: Ein guter Politikwissenschaftler zu sein heißt noch nicht, dass man auch eine gute Kanzlerin wäre.

Die in Deutschland immer noch verbreitete „Ochsentour“ hat ihre Vorzüge, insofern es sich hier um einen

demokratischen Modus politischer Elitenbildung handelt, der auf eine starke Rückbindung der politischen Repräsentanten an die Repräsentierten abstellt. Neben dieser deutschen Besonderheit stehen die Eliten, vor allem die politischen Eliten, heutzutage vor der Anforderung, unter Bedingungen von medialer Dauerbeobachtung zu agieren.

In der „Mediendemokratie“ kommt es sehr viel stärker darauf an, dass Politiker als Persönlichkeiten wirken bzw. als herausragende Einzelne wahrgenommen werden. Der personale Faktor gewinnt an Bedeutung und mit ihm auch „Äußerlichkeiten“, wie Kleidungsstile, Frisuren, Gestik usw. Die Veränderungen der Politik in der „Mediendemokratie“ sind vielschichtig. Eine durchaus entscheidende Veränderung ist, dass die mediale Dauerbeobachtung, nicht zuletzt noch einmal forciert durch das Internet, eine Standardisierung der politischen Rede bewirkt. Wer „fürchten“ muss, auf YouTube in kommentierter Endlosschleife zu laufen, wird eher Standardfloskeln abliefern, um weniger angreifbar zu sein. Die pointierte politische Rede, die leidenschaftliche Argumentation wird dadurch seltener.

**In vielen europäischen Ländern erleben wir derzeit, dass anti-europäische, populistische Parteien Wahlerfolge feiern. Im Hinblick auf die Flüchtlinge, aber auch auf die Finanzkrise Griechenlands schüren sie Ängste und bieten vermeintliche „einfache Lösungen“. Die deutschen Medien appellieren ganz im Gegensatz an unsere Solidarität und unser Mitgefühl. Gibt es auch aktuelle theoretische Untersuchungen, die sich mit dem Phänomen „Solidarität“ und „Mitgefühl“ in dieser Hinsicht befassen?**

Es gibt aktuelle Ansätze, die das solidarische Potenzial von Mitgefühl ausloten. Martha Nussbaum zum Beispiel, eine amerikanische Moralphilosophin und Gerechtigkeitstheoretikerin, mit der ich mich in meiner Dissertation

viel beschäftigt habe, macht das „Mitleid“ bzw. „Mitgefühl“ zur Grundlage für eine internationale Konzeption von Verteilungsgerechtigkeit. Die Grundargumentation läuft, sehr knapp formuliert, darauf hinaus, dass wir uns im Mitgefühl in dem Anderen wiedererkennen, den Anderen als ein verletzliches Wesen anerkennen, das wir selbst auch sind. Im Mitgefühl findet eine Art emotionaler Perspektivenwechsel statt, aus dem starke solidarische Einstellungen und Praxen gerechtigkeitspolitischen Handelns erwachsen können.

*„Wer „fürchten“ muss, auf YouTube in kommentierter Endlosschleife zu laufen, wird eher Standardfloskeln abliefern, um weniger angreifbar zu sein. Die pointierte politische Rede, die leidenschaftliche Argumentation wird dadurch seltener.“*

Dieser Ansatz ist attraktiv, weil die Annahme universalisierbar ist, dass Menschen emotionale Wesen sind, die über das Gefühl des Mitleids motiviert werden können. Somit können sie überall Entwicklungsbedingungen schaffen, die ein gutes, gelingendes Leben ermöglichen. Allerdings gibt es ein Gegenargument, das bereits Aristoteles vorgebracht hat und das die Neoaristotelikerin Nussbaum gut kennt: dass nämlich unser Mitgefühl vor allem den Menschen gilt, die uns ähnlich sind, also eben nicht allen Menschen überall auf der Welt, sondern den Menschen, mit denen wir soziale und kulturelle Erfahrungen teilen.

Unsere Fähigkeit des Mitleidens nimmt dann mit wachsender kultureller Distanz ab. Hier ist Mitleid also gerade kein „universalistisches“ Gefühl, sondern zutiefst partikular. Martha Nussbaum kennt dieses Gegenargument und stellt daher auf eine Kultivierung des Mitgefühls ab. Damit Mitleid solidarisches Handeln im Kontext internationaler Verteilungsgerechtigkeit bewirkt, muss es durch Erziehung und Bildung geschult, also ausgebildet werden.





# Auf in die zweite Runde!

## Neuigkeiten vom EU Career Ambassador

Bereits seit Oktober 2014 durfte ich einige von euch bei der Bewerbung für eine Karriere bei den Institutionen der Europäischen Union unterstützen und beraten – und es macht nach wie vor viel Freude! Trotzdem können sich manche bestimmt noch nichts unter „EPSO“ oder „EU Careers“ vorstellen. Was also ist ein „EU Careers Student Ambassador“ und was mache ich da?

Die Antwort ist eigentlich recht simpel: Ich versuche Euch, meinen Kommilitonen, Karriereoptionen und Praktika bei den Europäischen Institutionen vorzustellen und Euch zur Bewerbung zu motivieren. „EU Careers“ ist dabei ein Programm des European Personnel Selection Office (EPSO) um die Attraktivität der EU als Arbeitgeber herauszustellen, sodass sich möglichst viele Interessenten bewerben. Zu diesem Projekt gehören die „EU Careers Student Ambassadors“, die es mittlerweile an vielen Universitäten in ganz Europa gibt. Hier in Bonn ist es für mich bereits das zweite akademische Jahr als Ambassador. Ihr findet mich daher auf Messen und

Veranstaltungen im Umfeld der Universität. So weit, so gut. Aber wieso kann es hilfreich sein, sich an mich zu wenden und was qualifiziert mich dazu, Euch bei einer Bewerbung zu unterstützen?

Zuerst einmal wurde ich zusammen mit etwa 100 anderen „Ambassadors“ Anfang Oktober nach Brüssel zu einer Schulung eingeladen. Dort wurden die einzelnen Auswahlverfahren von Vertretern der Institutionen detailliert erklärt und vorgestellt. Wir hatten außerdem die Gelegenheit, Nachfragen an Personen zu richten, die direkt an den Auswahlprozessen beteiligt sind und diese auch mit gestalten. Damit wurde uns ein solides Grundwissen mit auf den Weg gegeben. Dennoch kann es natürlich passieren, dass auch wir als „Ambassador“ bei einer Frage nicht sofort weiterhelfen können. Deshalb stehen wir im ständigen Kontakt mit Vertretern von EPSO und können Eure Fragen so jederzeit weiterleiten! Auch die Voraussetzungen zur Bewerbung sind viel simpler als die meisten von Euch denken. Ihr sprecht beispiels-

weise Deutsch und Englisch? Besitzt die Staatsangehörigkeit eines Staates, der Mitglied der EU ist? Und habt bald Euren Bachelor-Abschluss? Dann steht einer Bewerbung nichts mehr im Weg!

Wenn man betrachtet, was für Chancen und Einblicke einem durch ein Praktikum oder eine Karriere bei der EU eröffnet werden, ist der Aufwand verschwindend gering. Das Auswahlverfahren für Praktika etwa, findet ausschließlich online statt!

Ich hoffe, Ihr gebt Euch einen Ruck und versucht es mit einer Bewerbung! Ihr wisst nicht wie? Es geht ganz einfach und wir helfen Euch! Schreibt uns eine Mail, bei Facebook oder wir vereinbaren eine Sprechstunde. Die neusten Informationen über kommende Veranstaltungen findet Ihr wie immer auf Facebook.

Also bis demnächst!

Viele Grüße,  
Florian

# Was ist gute Lehre?

**„Wir wollen gute Lehrveranstaltungen!“ Diese Forderung ist häufig von studentischer Seite zu hören. Doch was macht „gute“ Hochschullehre eigentlich aus? Gibt es dafür einen verbindlichen Leitfaden? So wie die Evaluierung von Lehrveranstaltungen zum Tagesgeschäft der Universitäten gehört, wird auch die stetige Verbesserung der Lehrqualität als selbstverständlich erachtet. Dass die Universität keinen Ort der gähnenden Lehre darstellen soll, darüber herrscht Einigkeit. Wie genau positionieren sich die Universität Bonn und insbesondere unser Institut zu diesem Thema? Und wie steht es um die Lehrqualität in der Praxis?**

von Merle Bonato, Julia Kleinfeld, Anne Meyer, Christiane Suchanek und Aileen Völlger

Forschung und Lehre gehören zu den Kernaufgaben jeder Universität. Die Vorteile attraktiver Lehre bei der Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses liegen klar auf der Hand – kompliziert wird es, sobald man versucht, "gute Lehre" zu definieren. Im Studienalltag führt oft die Unzufriedenheit mit konkreten Situationen in Lehrveranstaltungen zu der Erkenntnis, wie Lehre *nicht* sein sollte. Wie wäre es mit dem umgekehrten Versuch?

## Hochschulpolitik

In Bonn existiert universitätsweit eine große Spannweite verschiedener Lehransätze mit fachspezifischen Ausprägungen. Von zentraler Seite besteht kein verbindliches Konzept, um gute Lehre fakultätsübergreifend umzu-

setzen, wie Bettina Gravingholt vom Bonner Zentrum für Hochschullehre (BZH, s. Infobox) erklärt. Da sich Evaluationsprojektgruppen in den Instituten mit speziellen Fragestellungen zu ihrer Lehrsituation befassen, lasse sich keine pauschale Aussage über die Universität treffen, da in jedem Fachbereich unterschiedliches „Werkzeug“ gefragt ist. Das Zentrum für Evaluation und Methoden (ZEM) ist an der zentralen Auswertung von Lehrveranstaltungen beteiligt, indem es jährlich die allgemeine Studierenden- und Absolventenbefragung durchführt. Auf Grundlage der Ergebnisse werden didaktische Angebote der Hochschule angepasst und auf die Anforderungen vor Ort abgestimmt. In den vergangenen Jahrzehnten stand die Lehre im Vergleich zur Forschung

nicht im Zentrum der Hochschulpolitik. „Es ist erfreulich, dass sich dies geändert hat“, so Dr. Manuel Becker vom IPWS. Lange Zeit wurde angenommen, dass aus guter Forschung automatisch gute Lehre resultiere. Auch für ihn lasse sich eine Definition von guter Lehre nur schwer zusammenfassen: „Um ein paar Punkte zu nennen: Abwechslungsreichtum, didaktische Qualität, Diskussionsfreude und im Endergebnis sowohl Zufriedenheit auf Seiten der Studierenden als auch auf Seiten der Dozenten.“ Dennoch habe das Thema zu viele Facetten, um es auf eine „Zauberformel“ zu bringen. Die Organisation von Veranstaltungen wie dem Tag der guten Lehre (s. Infobox) sei von großer Bedeutung, um den Austausch über Erfahrungen und innovative Ansätze anzuregen

## Infobox

Das **Bonner Zentrum für Hochschullehre (BZH)** ist eine zentrale Einrichtung der Universität Bonn, welche in Kooperation mit internen und externen Partnern fakultätsübergreifende Unterstützungsangebote im Bereich Studium und Lehre anbietet.

Im Arbeitsbereich Qualifizierung werden hochschuldidaktische Schulungen für Lehrende, Mentoren und Tutoren sowie andere Qualifizie-

rungsmöglichkeiten für das Management von Studiengängen und für Studierende organisiert. Die Angebote werden auf den Bedarf und die Leitlinien der unterschiedlichen Fächer abgestimmt. Im Bereich Hochschuldidaktik (inkl. Prüfungsdidaktik) werden fachspezifische Veranstaltungen durchgeführt. Das BZH unterstützt die Fakultäten auf Wunsch bei der Planung und Einführung neuer Lehr- und Lernkonzepte.

Der Orientierungstag **"Gute Lehre"** der Philosophischen Fakultät fand am 11.11.2015 als Diskussionsforum für Professor\*innen, wissenschaftliche Mitarbeiter\*innen und Studierende statt.

Ziel war es, die Lehrsituation an der Fakultät zu reflektieren sowie in Themenforen in Austausch zu treten. Wie der Tag verlaufen ist und worum es inhaltlich ging, erfahrt Ihr auf den Seiten 13 und 15.



und dauerhafte Themengruppen einzurichten, die sich mit aktuellen Problemlagen an der Philosophischen Fakultät auseinandersetzen. Auch ohne ein klar definiertes Ergebnis ist bereits der Anstoß der Selbstreflexion aller Teilnehmenden als Erfolg zu bewerten – besonders, wenn der damit angeregte Diskurs langfristig weitergetragen und bis zur professoralen Ebene wahrgenommen wird.

### Anwesenheitspflicht & Hochschuldidaktik

Insbesondere nach Abschaffung der Anwesenheitspflicht werden von Dozierenden niedrigere Anwesenheitsquoten in einigen Veranstaltungen bemängelt, was gleichzeitig die Frage aufwirft, welcher Zusammenhang mit der Lehrqualität in konkreten Fällen besteht. Die geringe Teilnahme hat nicht nur direkte Auswirkungen auf die gesamte Lehrsituation, sondern sei auch auf Dauer finanziell nicht zu rechtfertigen. Dabei verdeckt die Diskussion über Anwesenheitspflicht an manchen Stellen die tatsächlichen Ursachen für das Fehlen der Studierenden. Wichtig ist, die Augen nicht davor verschließen, dass die Anwesenheitsquoten bei einer konsequenten Verbesserung der Lehrmethoden höchstwahrscheinlich besser ausfallen würden. Gleichzeitig steht fest, dass das bloße Nicht-Erscheinen die Dozierenden selten dazu bewegen wird, ihre Lehrqualität zu hinterfragen.

Hochschulweit leistet das BZH einen wesentlichen Beitrag: Didaktische Weiterbildungsmöglichkeiten werden sowohl für junge als auch für erfahrene Lehrende entwickelt. Besonders das Interesse junger Lehrender an hochschuldidaktischen Schulungen ist groß und die Kurse sind stetig gut ausgelastet. Auch Dr. Becker berichtet, dass sich Lehrende speziell zu Beginn ihrer Laufbahn solche Angebote wünschen, um nicht ins kalte Wasser geworfen zu werden. Umso mehr stellt sich die Frage, warum das BZH

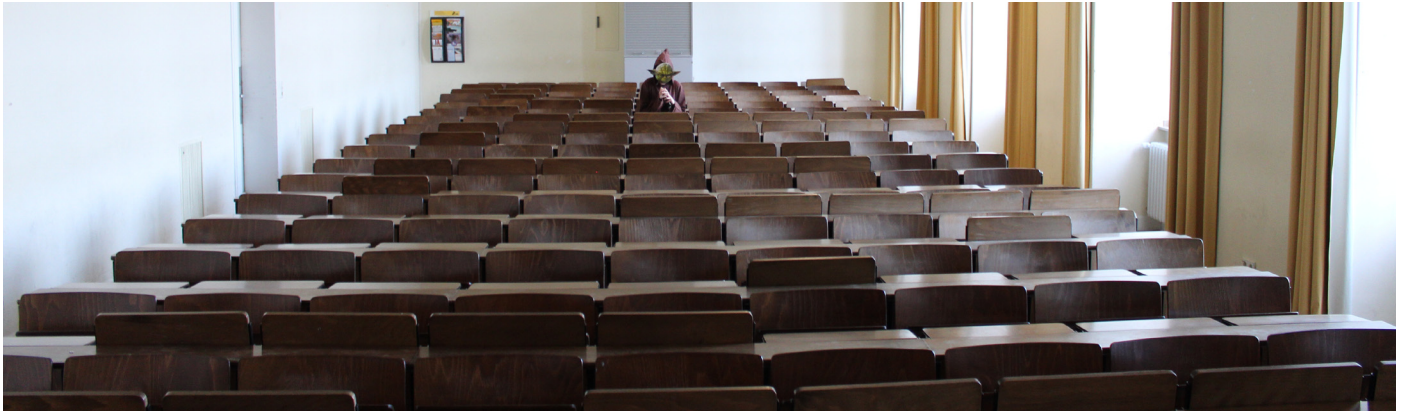


seine Angebote insbesondere an Lehrende mit Berufserfahrung richtet. Unabhängig von Alter und Erfahrung sollten Dozierende offen gegenüber Verbesserungsvorschlägen sein.

### Studienleistungen

Eine viel diskutierte Frage ist die der Studienleistungen: Nach welchen Kriterien sollten sie ausgewählt werden? Und welche Rolle spielt die Benotung? Für Dr. Becker sollten sie vor allem eins sein: abwechslungsreich. So können Stundenprotokolle, Essays, Projektarbeiten, Debattenübungen, Presseschauen, Buchrezensionen und viele weitere Alternativen in Seminaren eingesetzt werden. Natürlich bieten mehr Auswahlmöglichkeiten bei Studienleistungen den Kritikpunkt, dass Seminare unterschiedlich hohe Arbeitsanforderungen haben. Als Preis für eine gute

Lehrqualität ist dies jedoch durchaus in Kauf zu nehmen. Auch das gute alte Referat ist ein beliebter Diskussionsgegenstand. Sein Einsatz dient dazu, dass Studierende ihre Seminare aktiv mitgestalten und Schlüsselkompetenzen wie freies Vortragen erwerben. Wenn die Wissensvermittlung jedoch nahezu vollständig auf Referaten basiert, kann dies weder für Lehrende noch für Studierende inspirierend sein (Stichwort Death by PowerPoint). Vermutlich kennt jeder Studierende die frustrierende Situation schlecht vorbereiteter Referate – ob von Mitstudierenden oder sich selbst. Auch aus Sicht der Lehrenden ist es frustrierend, wenn einerseits eine aktive Einbeziehung der Studierenden gefordert wird, jedoch in der Praxis die Seminarliteratur nicht ausreichend gelesen wird oder keine Beteiligung an Diskussionen stattfindet.



In welche Richtung sich eine Veranstaltung entwickelt, hängt von beiden Seiten ab. Allein deswegen ist die Lehrsituation am IPWS nicht zu pauschalisieren. Im Fall der Studienleistungen spielt das allgemeine Feedback der Lehrpersonen eine viel bedeutendere Rolle als die Benotungsfrage. Unbenotete Studienleistungen dienen aus Sicht von Dr. Becker vor allem dazu, sich auszuprobieren und anhand von Rückmeldungen zu lernen. Im Idealfall sollte die Feedbackkultur so ausgeprägt sein, dass Kritik bereits während des Semesters konstruktiv von allen Beteiligten kommuniziert wird, um sie im Veranstaltungskontext erfolgreich umzusetzen. Auch ein verstärkter Erfahrungsaustausch unter Lehrenden über erfolgreiche Studienleistungen und anregende Methoden kann neue Dynamiken in der Lehr- und Lernkultur hervorbringen.

### Evaluation

Im Fall negativen Feedbacks bei der Evaluation müssen im Einzelfall entsprechende Maßnahmen abgeleitet werden. Hierfür ist die Evaluationsprojektgruppe des Instituts zuständig, welche sich aus Vertreter\*Innen der professoralen Ebene, des Mittelbaus und der Studierendenschaft zusammensetzt und die Modul- und Lehrevaluation koordiniert. In der Regel werden Gespräche zwischen Modulverantwortlichen und Mitarbeiter\*Innen geführt. Einige Ergebnisse sind auf eCampus in den Studienganggruppen einsehbar. Sie stellen ein relevantes Gesprächsthema unter Lehrenden dar und können somit eine Motivationsgrundlage bieten, sich in kommenden Semestern zu verbessern. Dennoch ergeben sich aus der Evaluation keine direkten Konsequenzen. Dr. Becker hält es für sinnvoll, didaktische Trai-

nings gezielt an Dozierende weiter zu empfehlen, solange Beschäftigungsverhältnisse nicht von der Lehre abhängig gemacht werden. Verordnungen seien dabei „der falsche Weg“.

### Fazit

Reichen diese Voraussetzungen aus, um eine bessere Lehre am Institut auf den Weg zu bringen? Fest steht, dass gute Lehre verbindliche Leitkriterien wie Kommunikation und Feedback, Planung, den Einsatz adäquater Lehrmethoden, die Bereitschaft zur Nutzung innovativer Lehransätze, eine transparente Evaluation sowie Motivation erfordert. An dieser Stelle ist das Interesse und Bewusstsein aller Ebenen am Institut gefragt, damit gute Lehre nicht nur ein Leitbild bleibt, sondern zu einem festen Bestandteil des Studienalltags wird.

### Schon gewusst?

Die **Themengruppe „Hochschullehre“** der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) wurde im September 2015 gegründet. Neben der Förderung der politikwissenschaftlichen Lehre liegen die Schwerpunkte ihrer Arbeit vor allem in der Förderung des Austauschs zwischen Lehrenden sowie in der Unterstützung und Qualifizierung wissenschaftlichen Nachwuchses. Tagungen, Workshops, Webseminare und vierteljährliche Newsletter gehören zum Programm der Gruppe.

Am 25. und 26. Februar 2016 veranstaltet die Themengruppe ihre erste **Jahrestagung** zum Thema **„Stand und Perspektiven der politikwissenschaftlichen Hochschullehre“** in Bonn, zu der sowohl Lehrende als auch interessierte Studierende herzlich eingeladen sind. Das Tagungsprogramm beinhaltet sowohl Vorträge zu vielseitigen Themen als auch Raum für Diskussionen und Workshops (Link zum Programm: <http://www.dvpw.de/fileadmin/docs/cfp/26.02.2016.pdf>)

Die Anmeldung zur Tagung ist bis zum 15. Februar 2016 per Mail an [julia.reuschenbach@uni-bonn.de](mailto:julia.reuschenbach@uni-bonn.de) möglich.



# Der "Tag der Guten Lehre"

von Hendrik Erz, Katharina Hueske und Julius Rittersberger

*„Die Abschaffung der Anwesenheitspflicht hat letztes Jahr sicherlich bei vielen Dozenten für Unmut gesorgt, da die Sorge aufgetreten ist, dass die Studierenden den Hörsälen fern bleiben. [...] Fehlende Anwesenheit von Studierenden ist meistens ein Indikator von schlechter Lehre.“*

– Rede der Fachschaften der Philosophischen Fakultät, 11. November 2015

Mit großen Worten und pointierten Argumenten begann von Seiten der Studierendenschaft der am 11. November 2015 begangene „Tag der Guten Lehre“. Mit ähnlich großen Worten vertraten auch Redner von Seiten der Lehrenden Kritik, die sich jedoch nur in einigen Punkten mit unserer Kritik überschneidet. Obgleich die vielen angesprochenen Punkte im Großen und Ganzen zutreffen und man sich erfreulich einig war, dass es Veränderungen in der Lehrkultur unserer Universität geben muss, war allen Teilnehmenden bewusst, dass der „Tag der Guten Lehre“ nur der Anfang sein konnte.

Denn letztlich ging es zu Beginn der fünften Jahreszeit nur um einen ersten Austausch. Woher soll schließlich eine Antwort auf die Frage, was denn gute Lehre sei, kommen, wenn niemand weiß, wieso die Studierenden soviel Gebrauch von der „Evaluation mit Füßen“ machen, also nicht in den Vorlesungen erscheinen?

So war der Tag gegliedert in zwei große Themenblöcke rund um Lehre und Studium. Studienleistungen und Vorlesungen wurden genauso hinterfragt und diskutiert, wie Interdisziplinarität an der Universität und die bestehende Feedbackkultur. Dabei zeigte sich relativ schnell, dass die Probleme viel tiefer liegen, als zunächst vermutet.

Viele Lehrende sind enorm unsicher, welche Studienleistungen man von

den Studierenden verlangen kann. Es wurde schnell deutlich, dass einerseits die Lehrenden aufgrund rechtlicher Bedenken Sorge haben, von Studierenden bezüglich fälschlicher Angaben im Vorlesungsverzeichnis verklagt zu werden. Die Studierenden andererseits artikulieren nicht offen, wenn Studienleistungen offensichtlich keinen Mehrwert haben – aus Angst um die Note.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der kaum ausgeprägten Feedbackkultur. Einerseits ist es beiden Parteien unangenehm, die jeweils andere zu kritisieren, denn niemand kritisiert gerne seinen Lehrenden, seine Studierenden oder gar Kommiliton\*innen und Kolleg\*innen. Andererseits werden auch andere Wege des Feedbacks wie beispielsweise anonyme Umfragen via eCampus von den Studierenden meist nicht angenommen. Dadurch kommt es zu unbefriedigenden Ergebnissen in Evaluationen, welche schlussendlich die in den Augen der Studierenden einzige Möglichkeit sind, Kritik zu äußern.

Aber nicht nur die Kommunikation scheint durch und durch verhärtet zu sein – auch die allgemeinen Strukturen der Universität erscheinen nicht nur Studierenden, sondern auch Lehrenden veraltet. So beschäftigte sich ein Themenblock explizit mit dem leidigen Thema Vorlesungen, da die Teilnehmerzahlen seit Jahren sinken und klar ist, dass hier starker Modernisierungsbedarf besteht –

so zumindest das Fazit des entsprechenden Blocks. Der Tag der Guten Lehre war ein erster, wichtiger Schritt. Die Lehrenden haben sich unglaublich viel Mühe gegeben, drängende Fragen an ihre Lehre zu stellen. Das wissen wir zu schätzen. Allerdings haben wir uns als Studierende doch ein wenig außen vor gefühlt. Streckenweise wirkte der gesamte Tag wie ein Vernetzungstreffen der Lehrenden untereinander und Professor\*innen waren stark unterrepräsentiert, auch wenn sehr viele Mitarbeiter\*innen der Universität anwesend und die Räume prall gefüllt waren. Wir wurden das Gefühl nicht los, dass die Lehrenden sogar auf einem solchen, explizit als Kommunikationsraum gedachten Tag mehr untereinander Rätselraten um den Unmut der Studierenden betrieben, als uns Studierende aktiv zu fragen, wie wir die Situation denn verbessern würden. Doch genau dieser Diskurs über die Ebenen hinweg ist das richtige Instrument, Lehre wieder in Einklang mit den Interessen der Studierenden zu bringen und die Seminare aufblühen zu lassen.

Der „Tag der Guten Lehre“ war ein Anfang: Alle wissen jetzt, wo die Probleme liegen. Wir wissen, dass sich Lehrende wie Studierende nichts Böses wollen und wir alle das gleiche Ziel haben: Gute Lehre, die deshalb gut ist, weil das Verhältnis zwischen Studierenden und Lehrenden einen Austausch zulässt – ganz ohne Angst vor Klagen oder schlechten Noten.

„Mir gefällt es besonders gut, wenn wir während des Seminars gemeinsam Inhalte erarbeiten mithilfe von Texten, die wir zu Hause vorbereitet haben. Das macht das Ganze etwas lockerer und abwechslungsreicher. Ich finde es gut, wenn man sich selbst aktiv in die Diskussion einbringen kann, anstatt eine Stunde lang nur zuzuhören.“

„Eine Ausgewogenheit aus Wissensvermittlung durch den Lehrenden und Eigenleistung, wie durch Lesen und Bearbeiten von Basistexten und Besprechung dieser in den Sitzungen sowie Aufzeigen verschiedener Interpretationsmöglichkeiten. Zum Beispiel: ein Seminar bestehend aus Referat als Studienleistung mit genügend Zeit und Spielraum für Diskussionen. Durch Gespräche über das Thema werden Informationen vertieft und verschiedene Meinungen und Interpretationen herausgearbeitet, die die eigenen Differenzierungsfähigkeiten ausbilden und stärken.“

„Zu guter Lehre gehören für mich: ein erreichbarer Dozent, ein strukturierter Seminarplan, wechselnde Lehrmethoden (Gruppenarbeiten, Vorträge), aktuelle Bezüge und Beispiele, die fundierte Anwendung unterschiedlicher Theorien sowie kontroverse Diskussionen. Zum Beispiel: In einem Kurs wird ein kurzer, auf das Thema bezogener „Input“ gegeben (mit einem Video oder Zeitungsausschnitt), um die Diskussion zur aktuellen Fragestellung einzuleiten.“

„Komplexe Sachverhalte verständlich rüberbringen. Zum Austausch und zum Lernen anregen. Den Studierenden zuhören und ihnen eine Stimme geben. Nicht einfach nur das eigene Wissen beweihrauchern, sondern offen für neue Ideen und Ansichten sein. Das und viel mehr macht für mich gute Lehre aus. In zu vielen Seminaren sind die Dozierenden – überspitzt gesagt – nur ein passives Element, den Beitrag liefern ausschließlich 90-minütige Referate. In den schlimmsten Fällen sind die Dozierenden sogar verschlossen oder argumentieren „von oben herab“. Das motiviert nicht, es schreckt ab. Die Universität sollte ein Ort des offenen Austauschs sein. In einem Seminar zum Arabischen Frühling haben die Dozierenden uns wirklich zugehört. Wir wurden konstruktiv kritisiert. Sie haben sich im Anschluss an der Diskussion aktiv beteiligt, sie geleitet und ergänzt, wo es nötig war. Sie haben auch ihre eigenen Schlüsse daraus gezogen und neue Sichtweisen akzeptiert. Es hat Spaß gemacht, Woche über Woche in das Seminar zu gehen und sich mit dem Umbrüchen in den verschiedenen Ländern auseinanderzusetzen – und das über die eigentliche Seminarlaufzeit hin aus.“

„Wenn der Dozent sich etwas Neues einfallen lässt, wie z.B. eine Debatte zu einem bestimmten Thema, wobei ein Studierender die Pro-Seite und der andere die Contra-Seite ergreift. Der Sieger wird durch das Abstimmen der Gruppe bestimmt und erhält ein Geschenk.“

„Ein Beispiel dafür, wie gute Lehre funktionieren kann, war für mich ein Seminar zum Thema Documentation Power. Zunächst haben wir die theoretischen Grundlagen in Form von Impulsreferaten erarbeitet und über die Relevanz für die Gegenwart diskutiert. Daraufhin wurden wir zur Recherche verschiedenster Projekte aufgefordert, die das Thema „Big Data“ aufgegriffen haben. Diese sollten uns dazu inspirieren, ein eigenes Forschungsprojekt zu konzipieren. Durch dessen Entwicklung wurde uns die Möglichkeit geboten, auch eigene Fragestellungen methodisch zu erarbeiten. Dabei konnten wir während der Projektbearbeitung über eine Plattform mit den anderen Kursteilnehmern kooperieren. Die Projektergebnisse wurden beim Sommerfest der Fachschaft Politik und Soziologie nach einer kurzen allgemeinen Einführung in die Thematik „documentation power“ auf unterschiedliche Art und Weise vorgestellt. Insgesamt ist es im Seminar gelungen, die Interdependenz von Theorie und Praxis herauszuarbeiten und die wichtige Aufgabe, Forschungsergebnisse auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, bewusst zu machen.“

„Wenn die Ausgangsfrage des Seminars gegen Ende des Semesters beantwortet wird. Anstelle von Referaten bevorzuge ich, vier Abstracts über die Seminarliteratur nach meiner eigenen Wahl zu schreiben.“



# Die Rede der Fachschaften der Philosophischen Fakultät

Was ist gute Lehre?

Diese Frage ist für uns Studierende besonders relevant.

Schließlich sind wir unmittelbar von guter beziehungsweise von schlechter Lehre betroffen, denn die Qualität der Lehre bestimmt zum größten Teil die Qualität des Studiums. Deshalb haben wir, die Vertreter der Fachschaften der Philosophischen Fakultät, uns zusammen gesetzt und gemeinsam die Punkte zusammengefasst, die in unseren Augen unsere Lehre im positiven beziehungsweise im negativen beeinflussen. Die Abschaffung der Anwesenheitspflicht hat letztes Jahr sicherlich bei vielen Dozenten für Unmut gesorgt, da die Sorge aufgetreten ist, dass die Studierenden den Hörsälen fern bleiben.

Wir hingegen vertreten die Meinung, dass nicht nur die Studierenden die Schuld an schlecht besuchten Veranstaltungen tragen, sondern die Präsenz der Studierenden maßgeblich von der Gestaltung der Lehre abhängig ist. Unsere eigene Erfahrung hat gezeigt, dass interessant gestaltete Veranstaltungen gut besucht werden. Fehlende Anwesenheit von Studierenden ist meistens ein Indikator von schlechter Lehre.

Lehrveranstaltungen, in denen Dozenten nur ihr eigenes Buch vortragen oder den Inhalt ausschließlich durch Referate vermitteln lassen, sind für uns definitiv keine gute Lehre. Wenn der Dozent seine Lehrarbeit nur den Studierenden in Referaten überlässt oder die Vorlesung einer Werbeveranstaltung für das eigene Buch gleicht, besteht kein Anreiz für uns, an dieser Veranstaltung teilzunehmen. Wozu sollten Studierende eine derartige Veranstaltung besuchen, wenn sie sich den prüfungsrelevanten In-

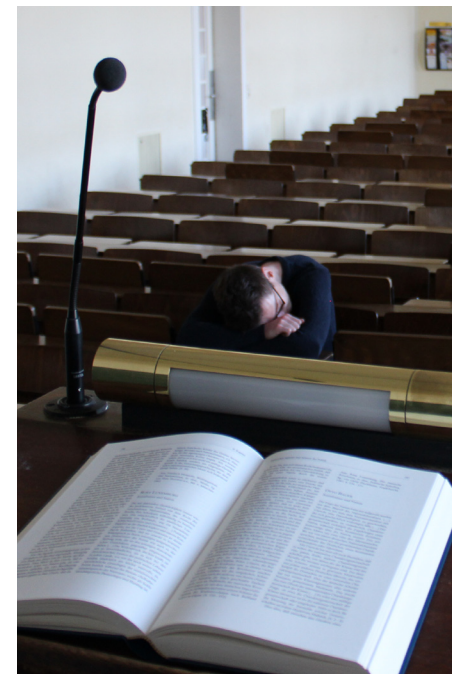
halt durch das Lesen von Handouts oder dem relevanten Buch zu Hause selbst aneignen können? Unserer Meinung nach ist eine gute Vermittlung des Lehrinhaltes essenziell für die gute Lehre, aber bei der Vergabe von Lehrstellen spielt die didaktische Kompetenz eine untergeordnete Rolle. Während Lehrer ihre didaktischen Kompetenzen durch Fortbildungen verbessern können, wird diese Form der Weiterbildung an Universitäten kaum genutzt. Nicht nur die Gestaltung der Veranstaltung spielt bei guter Lehre eine Rolle, sondern auch die Kommunikation auf allen Ebenen.

Von unserer Seite ist es bei der Kommunikation zwischen Studierenden und Lehrenden wünschenswert, dass die Ergebnisse der Evaluation, zum Beispiel bei der Lehrplanung, mehr Beachtung finden und die Meinung der Studierenden ernst genommen wird.

Innerhalb eines Instituts wäre es sinnvoll, einheitliche Regeln zu den Formalia einer Hausarbeit anzuwenden. Auch zwischen den verschiedenen Instituten könnte die Kommunikation verbessert werden. So kommt es häufig zu terminlichen Überschneidungen bei Lehrveranstaltungen und Prüfungen. Aufgrund der Komplexität der Veranstaltungsplanung lassen sich Überschneidungen nicht immer verhindern, aber gerade bei häufig kombinierten Fächern sollte die Absprache zwischen den Instituten verbessert werden.

Neben der mangelnden Kommunikation sehen wir ebenfalls Problematiken in der Feedbackkultur, welche von allen Seiten verbesserungswürdig ist. Sowohl Studierende als auch die Lehrenden sollten die Evaluation ernster nehmen. Zwar füllen viele Studierende die Bögen nicht aus, andererseits beachten viele Lehrende

die Ergebnisse der Evaluation ihrer Lehrveranstaltung nicht. Da stellt sich für uns die Frage, was der Sinn einer Evaluation ist, aus deren Ergebnissen keine Konsequenzen gezogen werden! Nicht nur die Lehrveranstaltungen müssten besser evaluiert werden, sondern auch die verschiedenen Arten der Studienleistungen.



Mit einer verbesserten Vorbesprechung und einem besserem Feedback von Referaten und Hausarbeiten, könnte die Qualität des Lerninhaltes deutlich verbessert werden, denn sehr oft werden auch schlechte Studienleistungen oder falsche Dinge unkommentiert gelassen, worunter der Lerneffekt leidet. Sicherlich trifft nicht jeder Punkt auf jede Lehrveranstaltung zu, dennoch sollte man die von uns genannten Problempunkte ansprechen und gemeinsam Lösungen dafür finden, wodurch die Interessen aller Akteure beachtet werden und eine gute Lehre aus Sicht aller Beteiligten der Philosophischen Fakultät gewährleistet werden kann!

# Ist weniger mehr?

von Nora Benz

„ZDF-Spezial: Hilfe, es gibt viel zu viele ZDF-Spezials im ZDF“ – Als ich den Titel und in der Folge das dazu gehörige Video des „Heute-Show-Machers Oliver Welke sah, musste ich schmunzeln. Denn ist es nicht so, dass wir nicht erst seit den Terroranschlägen am 13. November in Paris von einer Sonder-Sendung zur nächsten schalten? Natürlich, nicht nur ich als Politik-Studentin will über die aktuellen Geschehnisse informiert sein, aber werden wir nicht mit „Brennpunkten“ im Fernsehen, Eilmeldungen der Smartphone-Apps und SWR3-Topthemen nahezu erschossen und mit Begriffen wie Terrorismus, Selbstmordattentat oder IS quasi bombardiert?

Dass IS dabei für Islamischer Staat steht und somit - an dieser Stelle darf ich einmal kurz Wikipedia zitieren - „eine seit 2003 aktive terroristisch agierende Miliz“ ist, sollten mittlerweile alle wissen. Doch viel schwieriger ist das Wort „Terrorismus“ zu definieren. So wenig wie man als deutscher Durchschnittsbürger greifen kann, was im Kopf eines Selbstmordattentäters an Tagen wie dem 13. November vorgeht, ebenso wenig greifbar ist auch der Begriff „Terrorismus“, unter dem all diese Ereignisse stattfinden.

Zahlreiche Personen haben sich daran versucht, die Bedeutung des Terrorismus, wie wir ihn heute kennen, näher zu bestimmen. Bisher jedoch eher weniger erfolgreich. Dennoch sind es immer wieder dieselben Elemente, auf die man in jeder dieser Definitionsansätze stößt: Terrorismus nimmt beliebige Opfer unter Zivilisten in Kauf. Terrorismus schüchtert ein. Terrorismus will ein Gefühl von Unsicherheit vermitteln. Terrorismus will Schrecken verbreiten. Terrorismus will gewaltsam ein Umdenken in den Köpfen der Gegner erreichen. Terrorismus sucht die Öffentlichkeit.

Die meisten dieser Merkmale sind ganz offensichtlich: Beliebige Opfer? Ganz

klar, wenn jemand meint, sich auf einem öffentlichen Ort, am besten zur Rush-Hour in die Luft zu sprengen. Gefühle wie Unsicherheit oder Angst vermitteln? Auch logisch. Wer hatte nicht an den ersten Tagen des Weihnachtsmarktes ein mulmiges Gefühl im Magen (und das noch ohne Glühwein im Blut)? Doch ein wesentliches Charakteristikum wird wohl häufig „übersehen“. Dabei ist es gerade das, was den Terrorismus von



anderen Kriminellen unterscheidet. Terrorismus sucht die Öffentlichkeit. Während der Kriminelle diese meidet, sucht sie der Terrorist. Ganz bewusst.

Vor einigen Jahren, als ich noch keine Bonner Studentin war, wunderte ich mich oftmals darüber, dass „sich die Terrormiliz zu den Anschlägen bekennt“. So paradox schien es mir, ein gesetzeswidriges Gewaltverbrechen zu begehen und sich im Anschluss auch noch öffentlich dazu zu bekennen. Ich nehme schließlich auch nicht die Schokolade meines Bruders weg und rufe dann ganz laut: „Ich war's. Ich war's. Ich hab' die Schokolade gegessen.“

Doch beim Terrorismus ist das etwas anderes. Ohne den medialen Zugang fehlt dem Terrorist etwas. Es bringt nichts, Terrorakte hinter verschlossenen Türen zu vollziehen. Der Terrorist will

eine Message verbreiten, einschüchtern, durch Angst und Unsicherheit ein Umdenken in den Köpfen seiner Gegner verbreiten. (Ihr erinnert euch vielleicht...) Wir leben, auch wenn es noch frisch ist, im Jahre 2016. Dass die Medien längst nicht mehr „einfach nur berichten“, sondern vielmehr eine wichtige Kontrollfunktion als „Vierte Gewalt im Staate“ eingenommen haben und ihnen auch im Meinungsbildungsprozess eine zentrale Rolle zugeschrieben wird, ist bekannt. Den Platz, welchen die Presse in unserer heutigen Zeit eingenommen hat, ist enorm. Oft genug wurde uns deutlich gemacht, welch großen Einfluss Medien auf Politik und Gesellschaft nehmen können. Sei es bei der Aberkennung von Dokortiteln oder beim Rücktritt neuzzeitlicher Bundespräsidenten.

Medien und Öffentlichkeit verschmelzen also miteinander und folglich ist die Abgrenzung der beiden Begriffe nur schwer möglich. Doch darum soll es hier auch nicht gehen. Differenzierung zwischen Medien und Öffentlichkeit hin oder her, Terrorismus sucht genau das, und zwar bewusst. Er benutzt die Presse als Sprachrohr, um an die Öffentlichkeit zu gelangen. Ich erinnere mich noch ziemlich gut an die Nacht des 13. Novembers. Bei der Bachelor-Abschlussfeier meines Bruders war Stimmung, genau wie bei der ARD-Nachrichten-App meines Smartphones. Nur leider nicht so gute. Im Minutentakt vibrierte mein Handy: „Selbstmordattentat am Place de la République in Paris“. „Schwerbewaffnete stürmen die Konzerthalle „Bataclan in Paris“. „Mindestens 120 Tote bei Anschlägen in Paris“. Eine Eilmeldung hier, eine Sondersendung da. Selbst wenn ich gewollte hätte, ich hätte die Nachrichten nicht umgehen können.

Ich will damit nicht sagen, man solle aufhören, über Terroranschläge zu



berichten. Nein! Es ist wichtig, sich zu informieren und über die Weltgeschehnisse aufgeklärt zu sein. Und, natürlich ist es die Aufgabe der Medien, zu berichten, um uns auf dem Laufenden zu halten. Doch ist die Berichterstattung in diesem Ausmaß und Umfang wirklich nötig? Ist das nicht alles irgendwann too much? Müssen es wirklich auf jedem Sender, oft gleich mehrere Spezialsendungen sein? Doch es sind nicht nur die Nachrichtensender, welche quasi unaufhörlich über die neusten Terroranschläge berichten. Nur unmittelbar nachdem mich meine Nachrichten-App über die ersten Explosionen in Paris informiert hatte, setzte auch Facebook mich darüber in Kenntnis, dass meine, sich in Paris aufhaltenden Freunde in Sicherheit sind. Und auch mein Instagram-Feed bestand nicht wie sonst aus Urlaubsfotos und den neusten Fashion-Trends. Stattdessen wurde ich von einer #prayforParis-Welle überrollt. Und dass jedes dritte Profilbild in den französischen Nationalfarben hinterlegt war, ist bekannt.

An dieser Stelle darf man mich bitte nicht falsch verstehen. Auch ich habe, zugebenermaßen, ein Bild mit passendem Hashtag gepostet um meine Bestürztheit und Solidarität zum Ausdruck zu bringen. Denn auch, wenn gerade in der letzten Zeit leider fast täglich von Terroranschlägen berichtet wurde und damit sogar das Thema rund um die Flüchtlingsströme überlagert wurde, trifft es uns besonders. Schließlich ist Frankreich nur einen Katzensprung von Bonn entfernt. Doch zurück zum eigentlichen Thema: Terrorismus sucht die Öffentlichkeit, Aufmerksamkeit. Und die bekommt er. Wir spielen den Terroristen also

quasi in die Karten, indem wir Spezialsendung an Spezialsendung, Beitrag an Beitrag über sie reihen. Wie bereits erwähnt, es bringt den Terroristen wenig, ihre abartigen Taten hinter verschlossenen Türen zu vollstrecken. Der Terrorakt alleine reicht nicht aus, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Um den gewünschten Effekt zu erzielen, um neue Anhänger zu finden und um ihre eigene Macht zu vergrößern, müssen Terroristen die mediale Berichterstattung nutzen und in die Öffentlichkeit treten.

Dass der Globalisierungsprozess und die damit einhergehende Entwicklung der globalen Medienkonzerne den Terroristen in diesem Punkt zu Gute kommt und dafür sorgt, dass Informationen und Berichte transnational übermittelt und bei einem weltweiten Publikum umgehend bekannt gemacht werden, ist naheliegend.

Ohne Berichterstattung, Live-Ticker oder Spezialsendungen können sich die Terroristen nicht in ihrem Ruhm baden. Durch ständige Medienpräsenz werden sie, wenn auch nur unter Ihresgleichen, zu Helden. Je mehr über sie berichtet wird, desto mächtiger werden die Attentäter. Meinen sie.

Doch es ist nicht so, dass die Medien durch ihren ständigen Informationsfluss nur den Terroristen einen Gefallen tun. Nach jedem neuen Terrorakt, sei es in Paris, New York oder Tunesien, steigen nicht nur die Klickzahlen auf sämtlichen Online-Nachrichtenseiten, sondern auch die Verkaufszahlen der Printmedien. Natürlich profitieren diese dann davon. Nicht nur die Terroristen, auch die Medien wollen die Aufmerksamkeit

so lange wie möglich hochhalten, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven. Man kann natürlich sagen, die Medien beugen sich lediglich dem sensationslüsternen Bundesbürger. Oder ist es einfach ein gesteigertes Informationsbedürfnis, welches bei uns nach neuen Massakern und Anschlägen aufkommt sowie der Wunsch, das Geschehene einordnen zu können? Vielleicht ist es aber auch einfach nur die Faszination des Bösen?

Letztendlich spielt der Grund, weshalb die Presse in solch umfassendem Ausmaß über Terroranschläge berichtet, keine entscheidende Rolle. Viel wichtiger ist die Wirkung, die durch die Medienpräsenz des Terrorismus entsteht.

Anstatt uns mit unseren geliebten Lehrbüchern zu beschäftigen oder einfach eine unserer Lieblingsserien auf Netflix zu suchen, schalten wir lieber eine weitere Spezialsendung ein und lassen uns von den Liveticker-Apps unseres Smartphones bombardieren. Nach wie vor lässt sich darüber streiten, in welchem Ausmaß und Umfang es sinnvoll ist, gerade über Themen wie Terrorismus zu berichten.

Nichts desto trotz ist in diesem Falle vielleicht weniger nicht mehr. Lieber schalte ich bei einem weiteren Brennpunkt um, als nach Meldungen über die aktuellen Geschehnisse suchen zu müssen wie ein Kamel nach Wasser in der Wüste. Denn weniger Berichterstattung würde auch weniger Information und weniger Sensibilität bedeuten. Und wer möchte schon in einer unwissenden, abgestumpften Gesellschaft leben? Vielleicht sollte man auch dieser Frage mal eine Spezialsendung widmen.

# Terrorismus und öffentliche Meinung

von Samuel Gönner

Es ist bemerkenswert, mit welcher Intensität öffentliche Diskussionen mitunter geführt werden – insbesondere wenn der Gegenstand dessen undefiniert ist. Was unterscheidet terroristische Gewalt von einem kriminellen Akt und bekommt Gewalt durch derartige Klassifizierungen eine andere Qualität? Terrorismus kann nicht isoliert von Nachbarbegriffen und der Historie betrachtet werden.

Ein Verständnis des symbiotischen Verhältnisses zwischen Terrorismus, Medien und öffentlicher Meinung setzt demnach eine Auseinandersetzung mit der Definitionskontroverse voraus. Der Terrorist des Einen ist der Freiheitskämpfer des Anderen. Diese diffizile Unterscheidung hat nicht nur eine völkerrechtliche Definition von Terrorismus und eine UN-Konvention bislang verhindert, sondern wirft auch zahlreiche Fragen auf. Inwiefern wird beispielsweise der Terrorismusbegriff von einer Praxis politischer Gewalt zu einer Diffamierung des politischen Gegners? Das prominenteste Beispiel hierfür ist sicherlich Nelson Mandela, der bis 2008 auf der „Terrorism Watch List“ der USA geführt wurde. Im krassen Gegensatz dazu wurde die Pro-Apartheid Organisation RENAMO in Mozambique, verantwortlich für den Tod von 100000 Zivilisten, als Verbündeter der USA im Kampf gegen den sowjetischen Einfluss in Angola, nur als aufständische Organisation bezeichnet. Mangels einer allgemeinen Definition ist der Terrorismusbegriff demnach besonders anfällig für Deutungen und Kategorisierungen entlang der jeweiligen politischen Interessenlage.

Terrorismus als Kommunikationsstrategie und das terroristische Mittel als Träger einer Botschaft – dies ist die primäre Bedeutung, die Peter Waldmann in seinem Standardwerk „Terrorismus. Provokation der Macht“ dieser Praxis

des politischen Kampfes zuschreibt. Die Attentäter von Paris haben die westlichen Gesellschaften zutiefst erschüttert und verunsichert, wobei sie die Klaviatur der freien Medienlandschaft in nahezu perfider Per-



fektion für ihre Zwecke nutzen. In westlichen Gesellschaften ist das Narrativ der terroristischen Bedrohung in nahezu jeden Lebensbereich vorgedrungen. In Film, Fernsehen oder Videospielen wird das Thema aufgegriffen. Videoüberwachung öffentlicher Plätze, verstärkte Polizeipräsenz und Überwachung des internationalen Datenverkehrs werden als Normalität wahr- und hingenommen. Die öffentliche Diskussion über Terrorismus – was es ist, was es verursacht und wie man es bekämpft – ist ein eminenter Bestandteil der Konstruktion von Terrorismus. „In other words, they help to co-construct the terrorism phenomenon, rather than simply describe or reflect it.“ (Vgl. Jackson, R.; Jarvis, L.; Gunning, J.; Smyth, M. B. (2011): Terrorism. A Critical Introduction, S. 52). Der Diskurs ist demnach eine konstruierende Kraft, auf die beide Seiten versuchen, in ihrem Sinne Einfluss zu nehmen. Es ist daher zentral, wie eine terroristische Botschaft gehört und aufgenommen wird. Anschläge in weitgehend gewaltfreien Gesellschaften, an symbolträchtigen

Orten oder auf Repräsentanten des Staates erregen höchste Aufmerksamkeit. Ein terroristischer Anschlag in den frühen Morgenstunden oder am Wochenende sichert umfassende Berichterstattung. Dies hat zur Folge, was Herfried Münkler als die Umkehrung von Machtasymmetrien bezeichnet: die Schlagkraft der Organisation, die sich des terroristischen Mittels bedient, wird überschätzt und hat mitunter Überreaktionen zur Folge. Die Regierung Kohls bezeichnete den Linksterrorismus als „die Bedrohung schlechthin“ für die Bundesrepublik, obwohl ca. 30 Aktivisten wohl kaum ein stabiles Staatsgebilde substantiell gefährden können.

Das terroristische Mittel ist eine Nadelstichtaktik, die aus der Schwäche der dahinterstehenden Organisationen herrührt, den Gegner in eine reguläre kriegerische Auseinandersetzung oder einen Guerillakampf zu verwickeln. Die Folgen der angewandten Gewalt sind zu gering, um der Infrastruktur von Staaten existenziellen Schaden zuzufügen. Verbreitung von Furcht durch mediale Verstärkung ist demnach das terroristische Kalkül.

Der Interaktion zwischen Medien und Terrorismus kam mit dem Durchbruch des Fernsehens im Jahre 1968 und der Etablierung von Live-Übertragungen 1972 eine zentrale Bedeutung zu. Nun konnte ein globales Publikum in Echtzeit erreicht werden, wodurch Ziele mit hoher Symbolkraft und Aufmerksamkeitspotential stärker in den Fokus terroristischer Aktionen gerieten. Die Geiselnahme des israelischen Olympiateams in München 1972 verlief daher aus Sicht des palästinensischen „Schwarzen September“ sehr erfolgreich. 4000 Zeitungs- und Radioreporter sowie 2000 TV-Kommentatoren waren vor Ort und ein weltweites Publikum war in Erwartung des Ereignisses vor den Bildschirmen ver-

sammelt. Dadurch war die weltweite Aufmerksamkeit und Publizität garantiert. Ähnliches ließe sich auch über die Anschläge von Paris feststellen. Ein wichtiger, aber kurzlebiger Vorteil im Medienwettbewerb ist es, als erster vor Ort zu sein. Bedeutender ist daher das Bemühen um Exklusivinformationen, weshalb die Berichterstattung von 'harten' Nachrichten weg und hin zu menschlicher Anteilnahme und anrührenden Geschichten tendiert.

Da sich die aufgewendeten Ressourcen der Fernsehanstalten durch entsprechend hohe Einschaltquoten rechtfertigen müssen, sind Medien und Terroristen gleichermaßen daran interessiert, die Aufmerksamkeit möglichst lange hoch zu halten. Unweigerlich führt dies zu einer emotionalen Berichterstattung, bei der „Trauer und Zorn im Familien- und Freundeskreis von Terroropfern und/oder Geiseln“ im Zentrum stehen. Wolfgang Frindte und Nicole Haußecker haben in einer quantitativen Analyse im Zeitraum von August 2007 bis Februar 2009 alle terrorismusrelevanten

Beiträge in Deutschland erfasst und untersucht (Vgl. Frindte, W. & Haußecker, N. (2010): Inszenierter Terrorismus. Mediale Konstruktionen und individuelle Interpretationen, S. 81). Im Ergebnis zeigte sich, dass an fast 50% der Tage im Untersuchungszeitraum mindestens ein Beitrag zum Thema Terrorismus gesendet wurde. Eine differenzierte Aufschlüsselung der behandelten Themen förderte zutage, dass sich 33% der Berichte mit dem unmittelbaren terroristischen Ereignis befassten, während sich 38%, und damit die meisten Berichte, dem Kampf gegen Terrorismus widmeten, wobei Anti-Terror-Maßnahmen dominierten. Folgen terroristischer Ereignisse wurden in 4% der Beiträge aufgegriffen, wohingegen die Ursachen des Terrorismus keine statistisch relevante Größe zu sein scheinen.

Aus den Ergebnissen lassen sich zahlreiche Schlussfolgerungen ziehen. Die Forscher stellen fest, dass „sich die Verwendung des Begriffs 'Terrorismus' in der ARD-Tagesschau seit dem 11. September 2001 nahezu verdoppelt“

hat. Diese Masse an Berichten dürfte das Sicherheitsempfinden in der Bevölkerung nachhaltig beeinflusst haben. In der Dreiecksbeziehung der politischen Kommunikation zwischen Medien, Öffentlichkeit und Politik ist seit 9/11 eine Dynamik entstanden, die die Gesellschaften nachhaltig geprägt hat und permanente Zerrbilder produziert.

Der „Krieg gegen den Terrorismus“ ist insofern irreführend, da das Ziel nicht definiert ist und keine erfolgreiche militärische Intervention zur Folge hatte. Die Gemengelage insbesondere im Nahen Osten ist derart komplex, dass die aktuellen Waffengänge eher von Ratlosigkeit zeugen. Ursachen des Terrorismus sind mannigfaltig, dürfen jedoch nicht vernachlässigt werden. Den Massenmedien kommt hierbei eine Schlüsselrolle zu. Eine kluge Verschiebung der Schwerpunkte in der Berichterstattung kann dem terroristischen Mittel einen großen Teil seiner Attraktivität nehmen und dieses tatsächlich erfolgreich eindämmen.

## DU BIST DIE FACHSCHAFT.

Du hast eine Frage, aber weißt nicht, an wen Du Dich wenden kannst? Du hast Startschwierigkeiten oder ein anderes Problem? Dann wende Dich an uns! Wir helfen Dir weiter oder wissen zumindest, von wem Du die nötigen Antworten bekommen kannst. Komm in unsere Sprechstunde, ruf an oder schreib eine E-Mail. Oder möchtest Du vielleicht selbst aktiv werden, mit interessanten Menschen etwas bewegen, anderen helfen oder Artikel verfassen? Du möchtest einen

Vortrag organisieren, eine Podiumsdiskussion? Oder eine Filmvorführung mit anschließender Diskussion? Einen Themenabend, eine Vortragsreihe? Du planst eine Exkursion? Du weißt, was Dich stört und Du willst Dinge verändern? Bring Dich ein und probiere Dich aus! Du wirst überrascht sein, was alles möglich ist! Komm in unsere Sitzung und bring Deine Ideen ein. Jeden **Mittwoch** im Semester um 20 Uhr c.t. im **großen Übungsraum** des Instituts oder schreib uns eine E-Mail:

[sprechstunde@fachschaft-politik-soziologie.com](mailto:sprechstunde@fachschaft-politik-soziologie.com)



**WE WANT YOU**



# Politische Rhetorik im Spiegel der Krisen

von Christiane Suchanek

Ist es euch auch schon aufgefallen?

Die Europäische Union scheint nicht mehr jeden Moment unter der enormen Last der Schuldenberge zu zerfallen. Noch vor einigen Monaten wurde gezittert und gebangt. Das Schreckensgespenst vom Ende der Europäischen Einheit wurde an die Wände gemalt von den unverantwortlichen Ausgaben überschuldeter Südstaaten. Spanien, Italien, Griechenland – sie wirkten wie die überschweren Anker eines maroden Schiffes, das untergehen sollte, sobald man den Anker über Bord werfe. „Scheitert der Euro, scheitert Europa“ mit diesem einfachen Satz vertonte die Kanzlerin die Notwendigkeit schier endloser Rettungszahlungen. Gebetsmühlenartig wurde dieser Satz bei jedem weiteren Rettungspaket wiederholt. Die Angst vor dem Scheitern der EU musste ja auch immer wieder angekurbelt werden. Da erschien die Flüchtlingskrise schon fast wie ein Glücksfall.

Europa scheitert nun nicht mehr an der selbstverschuldeten Finanzkrise, sondern an einer fremdverschuldeten Flüchtlingskrise. Das eigene Missmanagement war in diesem Fall nicht – jedenfalls nicht auf dem ersten Blick – Auslöser der Krise. Der Zerfall von innen wird nun nur noch in zweiter Reihe debattiert, denn man muss ja geeint die von außen kommenden Probleme lösen.

Die politischen Prioritäten der Medien haben sich an diesen Krisenwandel angepasst. Liest man die Zeitungen, so ist die immer noch ungelöste Griechenlandkrise nicht mehr auf Seite eins – na gut, schon mal in der Fußzeile. Nun wird aus dem

Europa, das deutsche Steuergelder zu Lasten der einfachen Bürger in den überschuldeten Süden umverteilt, plötzlich das Europa der Lastenteilung. Europa, die Lösung, statt Europa, das Problem. Doch auch hier wird die Problematik,



die zu eigentlichen Eurokrise geführt hat, nämlich mangelnde Kohärenz, Solidarität und Durchsetzungsfähigkeit europäischer Institutionen wieder ersichtlich. Verantwortlichkeiten werden wieder von einer Partei zur anderen geschoben und ein gemeinsamer verbindlicher Ansatz scheint noch in weiter Ferne. Die politische Rhetorik der Eurokrise wiederholt sich nun in der Flüchtlingskrise – es wurden nur die Substantive ausgetauscht.

Konnte man in der Eurokrise keine Obergrenze bei den nötigen Rettungszahlungen definieren, so kann Merkel auch nun keine Obergrenze für die Flüchtlingszahlen in Deutschland definieren. Beides ist natürlich aufgrund der Unvorhersehbarkeit der Umstände unmöglich. Interessant ist aber die Parallelität der Argumen-

tation. Während man sich vorher über die ungerechte Lastenverteilung und zu hohen Zahlungen aus Deutschland beschwerte, so ist es nun die unfaire Lastenverteilung in Europa. Auch hinsichtlich des Krisenmanagements lässt sich ein ähnlicher Verlauf feststellen. Anfänglich wollte man auch in Europa keine klaren finanziellen Grenzen festlegen, keine neuen Verträge schließen, die einklagbar wären. Doch nach den freiwilligen Abkommen und deren Scheitern wurden verbindliche Regelungen getroffen – und diese wurden schlussendlich wieder von den Staaten gebrochen. Deutschland, das sich laut über die Nichteinhaltung beklagt, kann selbst nicht die unterschriebenen Schuldengrenzen einhalten. Schaut man nun auf die Flüchtlingskrise, so ist deren weiterer Verlauf eigentlich klar. Wenn die unverbindlichen Vereinbarungen scheitern, werden Verträge geschlossen, die dann wieder die meisten EU-Staaten brechen werden. So etwas nennt man Krisenmanagement.

Die Kanzlerin wird bald wieder zum Durchhalten aufrufen und betonen: „Es wurde schon viel geschafft“. Wenn dann aber schon viel geschafft und noch mehr zu tun ist, können wir uns schon wieder fast sicher sein, dass die nächste Krise kommt. Dann wird wieder die gleiche verstaubte Rhetorik aus einer Schublade in Berlin gekramt und mit einem neuem Kontext versehen. Die Parolen über das Scheitern der Europäischen Union bekommen so wieder einen neuen Anstrich. Der Deutsche aber weiß, wirkliche Sorgen muss man sich erst machen, wenn die Kanzlerin ihr „vollstes Vertrauen“ ausspricht.

# TTIP – und doch ein europäisches Abkommen!

von Ann-Mareike Bauschmann

Es mag töricht erscheinen gerade jetzt, angesichts einer weitaus ungelösten Flüchtlingsdebatte, islamistischen Terrors und einer sich ausweitende Krise innerhalb der Europäischen Union, einen erneuten Blick auf T-TIP zu werfen. Die Debatte über das Transatlantische Freihandelsabkommen ist, den Ereignissen des vergangenen Jahres geschuldet, berechtigterweise in den Hintergrund gerückt. Zumindest medial. Aber die schwindende Präsenz in den Massenmedien bedeutet keineswegs einen Verhandlungsstopp – im Gegenteil. Es sind doch häufig diese Momente der öffentlichen Unaufmerksamkeit, die für eine Intensivierung der Verhandlungen sorgen. Selten hat Deutschland solche Massenproteste erlebt, wie sie T-TIP vergangenes Jahr erzeugt hat: das Chlorhühnchen mag sich zu dem wohl populärsten Protestsymbol stilisiert haben. Dass im Gegenzug von amerikanischer Seite aber in gleichem Ausmaß der massenhafte Einsatz von Antibiotikum beispielsweise im Bereich der Massentierhaltung gefürchtet wird, blieb weitgehend unerkannt. Wo wir das Chlor fürchten, sorgt sich Amerika um Antibiotikaresistenz, die, und das wird von europäischen Wissenschaftlern ebenfalls seit Jahren kritisiert, vom Einsatz eben dieser Medikamente befördert werden kann. Es ist nicht schwarz und weiß: Wir sind nicht immer die Guten und wir wissen auch nicht alles besser. Der Protest gegen T-TIP wurde viel zu lange auf dem Rücken des vermeintlichen Chlorhühnchens geritten, emotionalisiert und am Ende sollte doch klar sein: Wenn 150.000 Menschen in Berlin zusammenkommen und sich einig

sind, dann kann T-TIP nur schlecht sein. Die Kritik, sie ist in vielerlei Hinsicht berechtigt: die Möglichkeit von Großkonzernen, Staaten zu verklagen, scheint absurd, betrachtet man lediglich die Wirtschaftskraft von Facebook oder Google. Auch im Bereich der Umweltstandards ist Vorsicht geboten, gar angebracht. Und dass



mindestens die europäischen Verhandlungspartner Einsicht in die Dokumente er halten, sollte außer Frage stehen – der amerikanische Kongress hat dieses Recht schließlich auch inne. Und dennoch ist T-TIP kein deutsch-amerikanisches Abkommen. In keinem anderen europäischen Land ist die Kritik so stark wie in hier.

Diese Tatsache ist weder gut noch schlecht. Aber als Europäische Union sollten wir die anderen 27 Nationalstaaten nicht aus den Augen verlieren. Deutschland ist die stärkste Wirtschaftsnation und muss dementsprechend mitwirken und dennoch darf es kein deutsches Interesse

sein, anderen Nationen, wie Ländern des europäischen Ostens, die Möglichkeit zu verwehren, mittels amerikanischer Investoren einen Wirtschaftsaufschwung zu erleben. Länder wie Rumänien und Bulgarien sehnen sich doch geradezu nach neuen Investitionsprogrammen. Es ist und es muss zukünftig, gerade auch in Anbetracht der Migrations- und Flüchtlingssituation, auch ein deutsches Interesse sein, wirtschaftlich schwachen Ländern einen Weg zu bereiten – und Freihandel ist momentan eben ein solcher.

Es bringt uns nicht weiter, alles Amerikanische per se zu verteufeln, obgleich vieles spätestens seit dem Irak-Krieg 2003 äußerst kritisch hinterfragt werden muss. T-TIP muss weiterverhandelt werden: es bedarf einiger Korrekturen und die EU sollte ihre Forderungen nach Transparenz und Öffentlichkeit weiterhin geltend machen. Ein Abkommen in dieser Größenordnung bedarf vieler Augen und Ohren, und zwar aller Beteiligten.

In den USA wird im November 2016 gewählt. Für die EU wäre ein akzeptables Abkommen mit demokratischen Partnern sicherlich besser auszuhandeln als mit einem möglicherweise republikanischen Präsidenten. Die Verhandlungen werden weitergehen, die EU muss den Druck gegenüber den amerikanischen Unterhändlern erhöhen und darf europäische Standards nicht dem bloßen Willen eines gelungenen Abkommens unterordnen. Die EU, das sind aber 28 Nationalstaaten. Es ist nicht nur Deutschland.

# Begabt, oder was?

## Ein Blick hinter die Vorurteile über politische Förderwerke

von Chantal Grede – im Namen der HSG Stipendium Plus

„Und du bist begabt, oder was?“, höre ich einen entgeisterten Kommilitonen seinen Kumpel fragen, der Stipendiat einer politischen Stiftung ist. „Schwerst-begabt“, entgegnet dieser und kann sich dabei sein Lachen auch kaum verkneifen. Da haben wir das Problem: Bereits das Wort Begabtenförderung verunsichert, denn wer sagt schon über sich selbst, dass er überdurchschnittlich „begabt“ sei? Mit „Begabung“ habe man schließlich nichts am Hut und hochbegabt sei man schon lange nicht.

Was alle politischen Stiftungen in Bonn und über den Hochschulstandort hinaus vereint, ist die Idee, dass mit „Begabung“ keine unbegreifliche Intelligenz gemeint ist. Begabung bedeutet dagegen

eine Mischung aus zivilgesellschaftlichem Engagement nahezu jedweder Art sowie gute bis überdurchschnittliche Leistungen im Studium. Alle Stiftungen suchen nach jungen Menschen, die gesellschaftlich Verantwortung übernehmen wollen und dabei gleichzeitig akademisch gut aufgestellt sind.

Über Stipendien der politischen Begabtenförderwerke kursieren noch mehr Vorurteile: Stipendiatinnen und Stipendiaten hätten etwa alle ein sehr gutes Abitur hingelegt, seien Akademikerkinder, die keiner Förderung bedürften oder – im politikwissenschaftlichen Kontext am stärksten verbreitet – seien Parteimitglieder. Mit der Förderung verbunden sei ohnehin nur eine Verlängerung der

Einflussnahme politischer Parteien in der Gesellschaft und an der Hochschule, so eine gängige Meinung.

### Vorurteil Nummer 1: Alles „Parteisoldaten“

Bei der Beurteilung der Gesellschaftskonzeptionen der Stiftungen kann man sich grundsätzlich natürlich an den Einstellungen und Positionen der Parteien orientieren, denn die Parteien bedingen zu unterschiedlichen Anteilen deren ideelle Wurzeln. Parteien sind jedoch kein Teil der Stiftungen. Für keines der Stipendien muss man parteipolitisch aktiv sein. Ist man es aber sowieso bereits, erleichtert dies die Auswahl sicherlich, aber „Parteisoldaten“ benötigen Stiftun-

# Stipendium Plus Bonn

## Zusammenschluss der politischen Stiftungen in Bonn

**FRIEDRICH  
EBERT  
STIFTUNG**

Friedrich Naumann  
STIFTUNG

**FÜR DIE FREIHEIT**

**Hanns  
Seidel  
Stiftung**

**HEINRICH  
BÖLL  
STIFTUNG**



**Konrad  
-Adenauer-  
Stiftung**

**ROSA  
LUXEMBURG  
STIFTUNG**

in Kooperation mit

**Arbeiter  
Kind.de**

**plus  
stipendium**  
Begabtenförderung  
im Hochschulbereich



gen nicht. Zu welchen Parteien gibt es überhaupt politische Förderwerke, die Stipendien vergeben? Am Hochschulstandort Bonn sind es: die Friedrich-Ebert-Stiftung (SPD), die Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit (FDP), die Hanns-Seidel-Stiftung (CSU), die Heinrich-Böll-Stiftung (Bündnis'90/Die Grünen), die Konrad-Adenauer-Stiftung (CDU) und die Rosa-Luxemburg-Stiftung (Die Linke).

#### **Vorurteil Nummer 2: Eh nur Einserkandidaten**

„Aber du hattest doch eine 3 in Mathe!“, höre ich im Gespräch der Kommilitonen. Es scheint dem Fragesteller unbegreiflich, dass sein Kumpel mit einem „befriedigend“ in Mathematik tatsächlich in eine Begabtenförderung aufgenommen werden konnte. Wie ging das? Die mussten doch einen Fehler gemacht haben!

Politische Stiftungen suchen zugegebenermaßen natürlich überdurchschnittlich gute Stipendiatinnen und Stipendiaten, wenngleich die Vorstellungen über überdurchschnittliche Leistungen von Stiftung zu Stiftung variieren. Die Grenzen werden jedoch von keiner einzigen Stiftung ab einem spezifischen Notenschnitt gezogen.

Von Bedeutung sind sicherlich die Abiturnoten in den Fächern, die wichtig für das jeweilig gewählte Studienfach sind. Wer wird allgemein gesucht? Studierende, die ehrgeizig und dabei nicht auf den Kopf gefallen sind. Beides zusammen

ergibt eine gute Chance, bei einer Bewerbung erfolgreich zu sein.

#### **Vorurteil Nummer 3: Die Bedarfskeule**

Die These, dass Stipendiaten aller Förderwerke ihr Stipendium im Durchschnitt eh kaum benötigten, wird auch immer wieder virulent vertreten. Es handele sich schließlich um Elitenreproduktion: Uropa, Opa und Vater hätten auch schon vor allem prestigeträchtige Studiengänge wie Medizin oder Jura studiert. Nun würden die Nachkommen, die sowieso schon die besten Startvoraussetzungen für ein erfolgreiches Absolvieren eines Hochschulstudiums vorfinden, auch



noch finanziell – und vor allem ideell in Form von Bereitstellung eines Netzwerks – gefördert. Das ist nicht so: In Form von Quotierung achten die Stiftungen darauf, eine bunte Mischung der Gesellschaft aufzunehmen. In mittlerweile allen politischen Förderwerken wird, wenngleich

unterschiedlich stark, darauf geachtet, z. B. verstärkt Erstakademiker oder junge Studierende mit Migrationshintergrund zu fördern.

Zusätzlich ist die Vergabe von Stipendien nicht primär und alleinig dazu gedacht, die Finanzierung eines Hochschulstudiums sicherzustellen, obwohl es natürlich stark dabei hilft. Alle Förderwerke zahlen eine sogenannte Studienkostenpauschale von monatlich 300 Euro an ihre Stipendiaten aus. Von allen Stiftungen wird zudem, sofern ein Stipendiat BAföG-berechtigt ist, eine Finanzierung in Höhe des BAföG-Satzes übernommen. Es lohnt sich für alle Studierenden unabhängig von Abiturnote und sozialer Herkunft – insbesondere in den ersten Semestern des Studiums – genauer hinzuschauen! Unterscheidender Faktor der verschiedenen politischen Stiftungen ist, mit welchen Überzeugungen gesellschaftliche Verantwortung übernommen wird und welche Vorstellung über das Zusammenleben in einer Gesellschaft vorherrscht. Die Förderung der politischen Stiftungen beläuft sich keineswegs ausschließlich auf die finanzielle Unterstützung, sondern macht zu einem großen Teil auch eine „ideelle“ Förderung in Form von Veranstaltungen, Seminaren und der Bereitstellung eines Netzwerks aus. „Also“, schließt der Kommilitone und denkt dabei nach, „wenn du begabt bist, dann bin ich es auch.“ Vielleicht sollte er sich genauer über eine Bewerbung bei einem Förderwerk seiner Wahl informieren.

# Das erste Semester

## Ein Sprung in die Selbstständigkeit oder heillose Überforderung?

von **Jacqueline Fank**

Vermutlich kann sich noch jeder gut an seine ersten Tage an der Universität erinnern: Verwirrtes Rumirren in den verwinkelten Fluren der Gebäude, die überraschende Erkenntnis, dass Verspätung sogar eine Tradition ist und dass viele Gewohnheiten, die jahrelang in der Schule angesammelt und nun mitgeschleppt wurden, sehr schnell vergessen werden dürfen. Schon nach ein paar Tagen drängte sich dann der Gedanke auf:

„Wenn ich das vorher gewusst hätte, hätte ich mir niemals so einen Stress gemacht.“

Daraus leitet sich eine Frage ab, die Universität, Fachschaften und eigentlich allen Menschen, die den Einstieg in das Studentenleben gestalten, von Jahr zu Jahr mehr im Kopf rumschwirrt: Wie viel soll, beziehungsweise kann der Erstsemestler, liebevoll Ersti genannt, zum Studienanfang wissen? Und vor allem: Sollte er mehr oder weniger wissen? Gibt es einen Überfluss an Informationen oder einen Mangel? Wenn ich mich in den ersten Wochen mit anderen Erstis unterhalten habe, fiel mir vor allem ein Gefühl auf: Unsicherheit.

Ich hatte den Eindruck, dass nach jeder Informationsveranstaltung, von denen die Erstiwoche vollgestellt war, die Unsicherheit, die Angst vor dem Ungewissen und vor allem dem Neuen, immer mehr anstieg. Zeitweise war diese Grundstimmung sehr ansteckend und ebte erst wieder ab,

wenn sich bei den Kennenlernaktivitäten wie der Kneipentour wieder über andere Themen als Stundenplangestaltung, Modulverlaufsplänen etc. unterhalten wurde. Eine der weiteren Fragen, die ich mir immer wieder in den ersten Wochen stellte, war, was einem wirklich den Einstieg ins Studium erleichtert: Sehr schnell, sehr befreit neue Leute kennenlernen zu können oder sich durch Stapel von Flyern und Blöcken von Informationsveranstaltungen durchzuquälen?



Tendenziell steigern sich in den letzten Semestern immer mehr die Informationsmöglichkeiten, was nicht nur an den Möglichkeiten des Internets liegt, sondern auch an einer Steigerung der Einführungsveranstaltungen: Infomationstage für Schüler, eine vollgepackte Erstiwoche für Studienanfänger,

überfüllte Fachschaftssprechstunden. Das Studium – der große Sprung in die Selbstständigkeit? In der Realität werden die Sprünge kleiner und die Unsicherheit größer. Meiner Meinung nach bedarf es einer Schwerpunktsverteilung in der Gestaltung des Studienanfangs. Natürlich sind Informationsveranstaltungen wichtig, sowie es auch wichtig ist zu wissen, wo man hinlaufen kann, wenn etwas nicht funktioniert.

Dennoch sollte dieser Teil minimiert werden und durch selbständigere Möglichkeiten ersetzt werden, sich ins Studentenleben einzufinden. Meiner Erfahrung nach bringt ein gemütlicher Abend mit Kommilitonen viel mehr als sechs Stunden Informationen hintereinander. Es fördert die Selbstständigkeit, das Selbstbewusstsein, sich mit Leuten auszutauschen, die in derselben Situation stecken, als auf einer Power Point gezeigt zu bekommen, welches Modul in welchem Semester belegt werden sollte.

„Das Studium ist so anders als die Schule.“ – so wurde es schon in der Schule selbst und jetzt auch in der Universität gepredigt, doch dabei wurde vergessen, dass sich dieses Anderssein nicht in der gesteigerten Schwere oder Komplexität äußert, sondern in der Steigerung der Selbstständigkeit, der Selbstbildung und des Selbstbewusstseins, Mut zur Unsicherheit und vor allem Mut zum Scheitern zu zeigen.

# Militarisierung und Gesellschaft

## Der Globale Militarisierungsindex misst die Bedeutung des Militärapparates in Staaten – mit überraschenden Ergebnissen.

von Michael Müller und Christiane Suchanek

**Welche Bedeutung hat das Militär in einem Staat? Diese Frage stellten sich die Forscher des Internationalen Konversionszentrums Bonn, kurz BICC genannt. Seit 1990 erfassen sie bereits Daten darüber, welches Gewicht ein Staat dem Militär zuweist.**

Im Globalen Militarisierungsindex (GMI) werden verschiedene Indikatoren zusammengerechnet, um die Militarisierung der Staaten weltweit vergleichen zu können. Militarisierung wird hier als das Verhältnis zwischen der staatlichen Ressourcenverteilung an den Militärsektor und anderen gesellschaftlichen Bereichen definiert. So werden beispielsweise die staatlichen Ausgaben gemessen am Bruttoinlandsprodukt (BIP) für das Militär mit den Ausgaben für den Gesundheitsbereich verglichen. Das Ergebnis aus den verschiedenen Indikatoren ist ein Wert zwischen 0 und 1000 – je höher der Wert ist, desto höher ist das Land militarisiert. Es entsteht somit ein Ranking der Militarisierung von Staaten, mit Hilfe dessen Auf- und Abrüstungstendenzen identifiziert werden können. Spitzenreiter des aktuellen GMI, erschienen im Dezember 2015, ist Israel mit

890 Punkten. Dies zeigt, dass Israel seinem Militärapparat im Verhältnis zur Gesamtgesellschaft sehr viel Bedeutung und Mittel zuweist. Dies wird auch an dem Beispiel deutlich, dass es in Israel auf 1000 Einwohner mehr als 7-mal so viele Soldaten als Ärzte gibt. Nach Israel als am höchsten militarisierten Staat der Welt kommen in absteigender Reihenfolge Singapur, Armenien, Jordanien, Südkorea, Russland, Zypern, Aserbaidschan, Kuwait und Griechenland.

Israel, Jordanien und Kuwait befinden sich im Nahen Osten, einer Region, in der Konflikte und Kriege Dauerzustand sind. Eine hohe Militarisierung ist daher leicht zu erwarten. Auch die Theorie des Sicherheitsdilemmas nach John H. Herz lässt sich gut auf den Nahen und Mittleren Osten anwenden. Die Aufrüstung von Staat A führt zur Aufrüstung von Staat B, der um seine Sicherheit fürchtet und damit wieder zur weiteren Bewaffnung des ersten Staates – ein schwer zu überwindender Teufelskreis. So treiben die Regionalmächte Saudi-Arabien, Iran und Israel die Militarisierung der gesamten Region in die Höhe. Auf den ersten Blick scheint es verwun-

derlich, dass unter den zehn am höchsten militarisierten Staaten zwei Namen fehlen, die man sonst immer in Verbindung mit der Rüstungsindustrie hört: die Vereinigten Staaten von Amerika und China. Mit rund 581 Milliarden US-Dollar hatten die USA weltweit mit Abstand das größte Verteidigungsbudget im Jahr 2014. China auf Platz 2 hatte dagegen Verteidigungsausgaben von 129,4 Milliarden US-Dollar – dies entspricht weniger als einem Viertel des US-Verteidigungsbudgets. In absoluten Zahlen messen diese beiden Länder dem Militärsektor eine große Bedeutung bei. Doch beim Globalen Militarisierungsindex sind sie nicht Spitzenreiter der Militarisierung. Die USA liegen auf Rang 29 und China sogar auf Platz 87 von 152 Ländern des GMI 2015. Im Vergleich zu ihren absoluten Ausgaben stehen die Rüstungsgiganten also vergleichsweise weit hinten auf der Rangliste während Russland eher den allgemeinen Erwartungen entspricht und in den Top 10 rangiert (Platz 6).

Hier zeigt sich der Einfluss der relativen Gewichtung zwischen Militär und Gesellschaft in der Berechnung des GMI. Während die Ausgaben für das Militär in den letzten Jahren in Russland auf 4,5% des gesamten Bruttoinlandsproduktes (BIP) angestiegen sind, halten sich die Militärausgaben in China seit Jahren bei rund 2% des BIP. In den USA ist der Anteil der Militärausgaben am BIP sogar von 4,6% im Jahr 2011 auf 3,5% im Jahr 2014 gefallen. Während Russland im Vergleich zu China sogar einen höheren Anteil des BIP für sein Gesundheitssystem aufwendet (Russland 6,5%, China 5,6% im Jahr 2013), besitzt es eine hohe Anzahl schwerer Waffensysteme und im Vergleich zur Gesamtbevölkerung eine wesentlich größere Armee.

### Was ist eigentlich das BICC?

Das Internationale Konversionszentrum Bonn (BICC) wurde 1994 als unabhängige, gemeinnützige Organisation gegründet. Neben der Beratung und Forschung zur Nutzbarmachung militärischer Einrichtungen für den zivilen Bedarf (Konversion), arbeitet das BICC an Themen der Friedens- und Konfliktforschung wie Migration, Rüstungskontrolle und Rohstoffen. Das Internationale Konversionszentrum Bonn (BICC) wurde 1994 als unabhängige, gemeinnützige Organisation gegründet. Neben der Beratung und Forschung zur Nutzbarmachung militärischer Einrichtungen für den zivilen Bedarf (Konversion), arbeitet das BICC an Themen der Friedens- und Konfliktforschung wie Migration, Rüstungskontrolle und Rohstoffen.



Gleichzeitig stiegen die Gesundheitsausgaben in China in den letzten Jahren, während sie in Russland leicht rückläufig sind. Wesentlich größer sind die Unterschiede bei den Gesundheitsausgaben zwischen Russland und den USA. Die USA wenden seit Jahren rund 17% ihres gesamten BIP für den Gesundheitssektor auf. Obwohl sie also in totalen Zahlen weltweit die größten Militärausgaben haben, weisen die Vereinigten Staaten anderen gesellschaftlichen Bereichen noch wesentlich größere Ressourcen zu als dem Militär.

Während man mit China und Amerika in den Top 10 gerechnet hätte, fallen hier besonders Staaten auf, die man dort eher nicht erwartet hätte. So stehen Singapur, Armenien, Aserbaidschan, Zypern und Griechenland nicht täglich in den Zeitungen mit Meldungen über blutige Konflikte oder militärischer Aufrüstung.

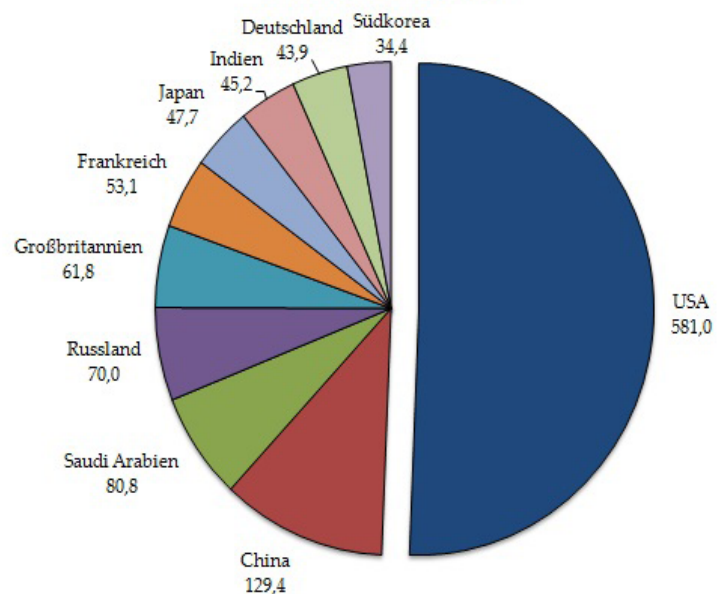
Die hohe Militarisierung der Mittelmeerstaaten Zypern und Griechenland lässt sich durch den anhaltenden Zypern-Konflikt zwischen der Türkei und Griechenland erklären. Dennoch ist es bemerkenswert, dass ein hochverschuldetes Land wie Griechenland derart viel Geld in sein Militär investiert und nicht in produktivere Wirtschaftsbereiche. Aller Voraussicht nach wird sich dieser Trend auch unter dem neuen Regierungschef Alexis Tsipras nicht ändern - zu tief ist die Feindschafts-Perzeption der Griechen gegenüber der Türkei.

Auch die Top 10 Platzierungen Armeniens und Aserbaidschans lassen sich auf einen regionalen Konflikt zurückführen. Der Berg-Karabachkonflikt belastet nun seit knapp 100 Jahren das Verhältnis der beiden Staaten. Das rohstoffreiche Aserbaidschan kann sich die hohen Rüstungsausgaben einigermaßen leisten. Armenien hingegen befindet sich mit einem BIP von knapp über 3000 US-Dollar pro Kopf auf dem Niveau von Entwicklungsländern wie Bolivien oder den Philippinen und hät-

## Militarisierung ausgewählter Staaten



## Top 10 Verteidigungsbudgets der Welt im Jahr 2014 in Mrd. US-Dollar



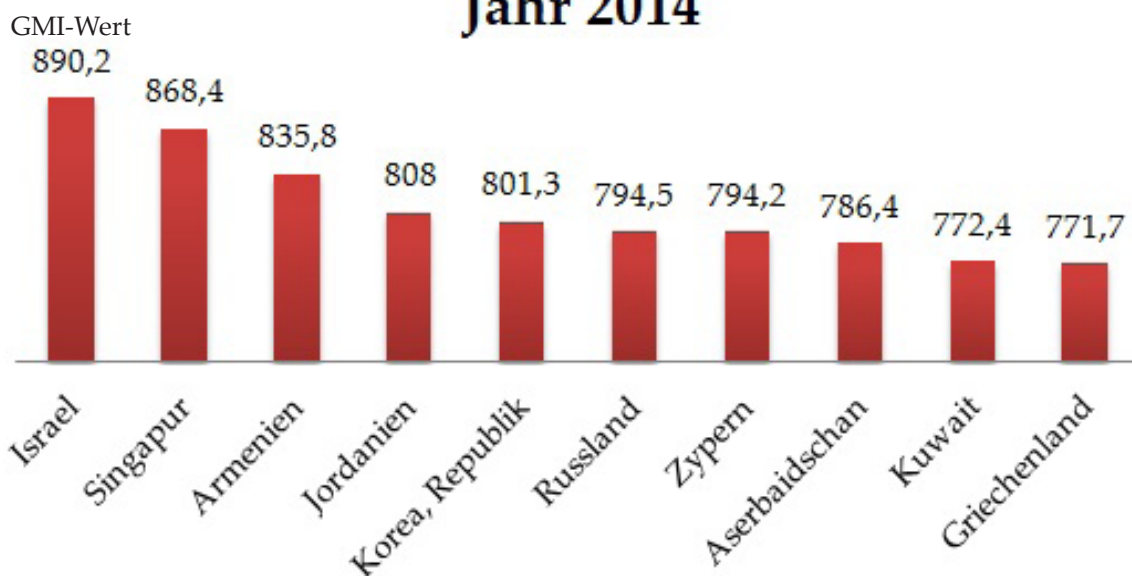
te demnach Investitionen in Gesundheit und Bildung sehr viel nötiger. Der Konflikt blockiert allerdings eine Umverteilung der Geldmittel zugunsten der gesellschaftlichen Entwicklung. Schließlich sticht besonders der Zweitplatzierte des GMI 2015 heraus: Singapur. Der schwerreiche asiatische Ministaat hat eines der höchsten BIP der Welt und kann sich demnach eine hohe Militarisierung problemlos leisten. Jährlich entfallen 3,3% des BIP für Rüstungsausgaben. Das ist wesentlich mehr als alle Nachbarstaaten investieren. Erklären lässt sich dies mit der bereits seit den 1980er Jahren verfolgten Strategie „Total Defense“, mit der sich Singapur vor Bedrohungen seiner viel größeren Nachbarn schützen möchte.

Dies führt soweit, dass Singapur nun nach China und Indien die sowohl qualitativ als auch quantitativ stärkste Armee der Region aufweist, trotz des winzigen Staatsgebiets von nur 718 km<sup>2</sup>. Welche Erkenntnisse lassen sich nun aus der Analyse des GMI 2015 ziehen? Zunächst ergeben sich aus dem Index gute Ansatzpunkte für tiefergehende Untersuchungen.

Während man im Allgemeinen den USA und China einen hohen Militarisierungsrang zuweisen würde, ergibt sich bei näherer Betrachtung der Staatsstrukturen ein anderes Bild. Der Wert der Länder im GMI gab hier bereits einen Hinweis auf die Gewichtung der verschiedenen Sektoren.

Schließlich wird auch deutlich, dass reiche Kleinstaaten wie Singapur, Kuwait, Brunei und auch Bahrain ihre Staatsterritorien mit Hilfe von extrem hohen Militärausgaben zu quasi uneinnehmbaren Bastionen hochrüsten wollen, was den hohen GMI-Rang dieser Länder erklärt. Die gehorteten militärischen Ressourcen können dabei allerdings auch für innenpolitische Problembeseitigungen verwendet werden. Hierzu eine kleine Anmerkung: Bei allen vier aufgeführten Staaten handelt es sich um totalitäre Regierungssysteme, die allesamt eint, dass Menschenrechtsverletzungen an der Tagesordnung sind; an Singapur und Kuwait hat auch Deutschland bereits mehrfach Waffen geliefert.

## Top 10 der am höchsten militarisierten Länder der Welt im Jahr 2014



# Wie der Weihnachtsmann einmal vergaß, was sein Job ist

## Eine Weihnachtsgeschichte

von Dr. Marcel Solar

Es begab sich zu einer Zeit, nicht fern von heute. Es war der Beginn des Sommers und unser Protagonist – der Weihnachtsmann – hatte es sich in den vergangenen Monaten gut gehen lassen. Kurz nach Abgabe der letzten Weihnachtsgeschenke im vergangenen Winter, hatte der Weihnachtsmann erst einmal gar nichts gemacht. Gaaaaaar nichts. Meist schlief er bis nachmittags, machte sich dann zum Frühstück eine Pizza und schaute für den Rest des Tages Serien. Nach dem ganzen Weihnachtsstress hatte er aber auch einiges aufzuholen. War Jon Snow wirklich tot? Frank Underwood Präsident, Alter... Ansonsten raffte er sich manchmal auf, ging ein Ründchen mit den Rentieren und rasierte sich vor allem den bescheuerten Bart ab. Trug mittlerweile jeder, die Hipster hatten mittlerweile sogar angefangen, Glitzer reinzuschmieren. Mit so etwas wollte er nichts zu tun haben!

Wie jedes Jahr genoss der Weihnachtsmann diese unbeschwerten Monate, in denen er noch nicht von Wunschzetteln zugeschüttet und nicht mit der ganzen Logistik für die kommende Weihnachtszeit belastet wurde. In diesem Jahr trieb er es allerdings tatsächlich etwas zu bunt – vielleicht setzte die erste Quarterlife-Crisis ein, wer weiß. In jedem Fall hatte er wirklich alles im Kopf – nur nicht seine primäre Aufgabe: das Weihnachtsfest. Und so warf es ihn vollkommen aus der Bahn, als am 1. Juni eine Erinnerung in seinem Smartphone aufpoppte, in der schlichtweg stand: Weihnachten! Das Problem war: er hatte keine Ahnung, was dies bedeuten sollte! Was hatte das Ganze mit ihm zu tun?! Panisch lief er durch die Wohnung und suchte nach Anhaltspunkten. Draußen vor dem



Foto: Luca Rossato - flickr.com

Fenster standen Rentiere auf einer Koppel, im Kleiderschrank hing irgendwie nur eine Art von rotem Poncho, außerdem gab es eine Menge an Geschenkpapier und Kisten. Vielleicht hatte er einen Internetversandhandel? Oh Gott, vielleicht irgendetwas Perverses wegen der roten Ponchos? Während die Panik in ihm aufstieg, schoss ihm zeitgleich die Lösung für sein Problem in den Kopf: Natürlich, das Internet! Er zückte Smartphone und Tablet, bediente alle erdenklichen Suchmaschinen gleichzeitig und es passierte...nichts! Gar nichts ging, weil er es in den letzten Monaten des Müßiggangs natürlich verpasst hatte, die Rechnung seines Netzanbieters zu begleichen. Mit Nachbarn war es hier in Lappland nicht weit her und so war er vollkommen aufgeschmissen. Nur eines wusste er: er musste herausfinden, was es mit Weihnachten auf sich hatte.

Da er seine Lexika und Bücher in einem technologiebedingten Überschwang verhökert hatte, gab es keine Möglichkeit, schnell nachzuschlagen. Doch was war da im Regal? Eine Zeitschrift. Der Weihnachtsmann hob das offensichtlich vergessene Exemplar auf und starrte auf den Titel. Es handelte sich um eine Sonderausgabe der Wochenzeitung die Weihnachts-Zeit, in der ein Ranking von Hochschulen im Bereich der Weihnachtswissenschaften angekündigt war. Das war es, er würde es auf den good-old-fashioned way machen und an die Uni gehen! Ha! Die Frage war nur wo?! Aber genauso wie ihm das Ranking per Zufall in die Hände gefallen war, so wollte er auch bei der Studienortswahl das Schicksal entscheiden lassen. Er blätterte durch das Heft, stoppte und schlug die Seite auf: Das war es! Die Rheinische Nikolaus-Wilhelms-Universität Bonn. Das Institut für Weihnachtliche Wis-



senschaft und Christbaumologie! Zeit- und Ortssprung. Der Weihnachtsmann hatte es geschafft und die Zusage für Bonn erhalten. Er hatte ein WG-Zimmer gefunden und war bereit, das Mysterium Weihnachtens akademisch aufzudecken und herauszufinden, was seine Rolle in der ganzen Geschichte war. Voller Tatendrang kündigte er seinem Mitbewohner am Frühstückstisch an:

*„Heute geht es los, ich geh zu meinen ersten Veranstaltungen!“* Sein Mitbewohner schaute ihn entgeistert an: *„Heute?! Das Semester fängt doch erst im Oktober an.“* Der Weihnachtsmann war enttäuscht, da er am liebsten direkt losgelegt hätte. *„Nun gut, dann gehe ich heute zumindest schon mal zu den Dozenten und frage sie, ob ich an ihren Veranstaltungen teilnehmen kann.“* Der Mitbewohner schien jetzt vollends vom Glauben abzufallen. *„Zu den Dozenten gehen, um sich anzumelden?! Hast du denn noch nie etwas von WASIS gehört?!“* *„WASIS???“*, sagte der Weihnachtsmann. *„Ja, WASIS! Das weihnachtliche aktuelle Studieninformationssystem. Darüber meldest du dich an, alles elektronisch. Und du hast Glück, heute startet die erste Belegungsphase.“*

Wenigstens etwas. Der Weihnachtsmann setzte sich an den Rechner, klickte sich durch dieses WASIS und wurde schnell fündig. Super, also schnell anmelden. Aber wie? Er wurde aufgefordert, seine Uni-ID einzugeben, so etwas hatte er aber nicht. Nun gut, dann würde er Hilfe in Anspruch nehmen. Er schrieb eine Mail an den Studiengangsmanager seines Instituts, einen Herrn Mütz Klarmann. Sehr prompt kam eine Mail zurück,

für Fragen rund um die Uni-ID sei die ZSB verantwortlich, weshalb der Weihnachtsmann sich doch zunächst einmal an diese wenden solle. Der Weihnachtsmann suchte das Kontaktformular der ZSB raus und schilderte sein Problem. Die zuständige Mitarbeiterin in der ZSB bekam die Anfrage in ihr Postfach, überflog es kurz, las die Signalworte ‚Institut für Weihnachtliche Wissenschaften und Christbaumologie‘ und wusste sofort, was zu tun war. Sie verschob das Ticket ans Institut z.H. eines gewissen Herrn Klarmann. Dieser antwortete prompt.

*„Guten Tag, das Problem muss von der ZSB gelöst werden, bitte wenden Sie sich an die Kolleginnen vor Ort.“*  
*„Hab ich ja.“*  
*„Oh, ok. Wie ist Ihre Matrikelnummer?“*  
*„Weiß ich nicht.“*  
*„Mmh, rufen Sie mal bei der ZSB an.“*  
*„OK.“*

*„Guten Tag, was kann ich für Sie tun?“*  
*„Meine Uni-ID fehlt.“*  
*„An welchem Institut studieren Sie denn? Am besten wenden Sie sich an die.“*  
*„Aaargh, das habe ich schon, ich soll mich bei Ihnen melden.“*  
*„Oh, ok. Dann warten Sie am besten erstmal noch ein paar Tage, ist bestimmt schon unterwegs.“*

Tatsächlich bekam der Weihnachtsmann, die entsprechende Bescheinigung. Problem: Die erste Anmeldephase war vorbei. Naja, nach der Anmeldephase ist vor der Anmeldephase. Sobald der zweite Slot geöffnet war, meldete er sich für die gewünschten Veranstaltungen an. So viele Kurse! Da musste er doch danach herausfinden können, was seine Bestimmung war.

Prioritäten?! Na, alles war prioritär. Am Morgen der Zuteilung fühlte es sich fast an wie bei einer, naja, Bescherung (*„Notiz an mich selbst!“*, dachte er, um bei Gelegenheit nochmal nachzuschauen, was dieses Wort bedeutet, es kam ihm irgendwie vertraut vor). Welche Kurse hatte er also bekommen?! Er klickte und es erschien...nichts! Oh nein, schon wieder. Verzweifelt meldete er sich sofort wieder bei Herrn Klarmann.

*„Schon wieder nichts!“*  
*„Bitte?“*  
*„Keine Kurse! WASIS hat mir keine Kurse gegeben!“*  
*„Das ist ärgerlich, da scheint es aber ein Problem bei der Fakultät zu geben, bitte melden Sie sich dort erst einmal.“*

Gesagt, getan. Der Weihnachtsmann füllte das Kontaktformular der Fakultät aus. Dort ging die Nachricht ein, die zuständige Mitarbeiterin warf einen Blick darauf, las die Signalworte ‚Institut für Weihnachtliche Wissenschaften und Christbaumologie‘ und wusste sofort, was zu tun war. Sie verschob das Ticket ans Institut z.H. eines gewissen Herrn Klarmann.

Mail Klarmann:

*„Herr Weihnachtsmann, sollten Sie nicht...“*  
*„Aaah, hab ich doch gemacht, ich weiß auch nicht, warum wir jetzt schon wieder miteinander schreiben. Ich bin so verzweifelt, ich bin doch nur ein Ersti...“*  
*„Moment, Sie sind Ersti?! Für Sie gibt es doch eine gesonderte Belegungsphase. Außerdem gibt es doch noch die Ersti-Tage, wo Ihnen bei all diesen Fragen geholfen wird!“*

*„Hüstel, ach, ja, tatsächlich?! Tja, dann sollte ich da mal hin...“*

Long story short, der Weihnachtsmann ging hin, nahm die Hilfe in Anspruch, teilte seine Sorgen und meldete sich nochmals an, aller guten Dinge sind schließlich drei! Am Morgen nach der Zuteilung hörte er bereits, wie sich seine Kommilitonen über ihre Kurse unterhielten, sodass er selbst schnell einen Blick in WASIS warf und er sah...nichts!

*„Verdammt, ich gebe auf, ich kann nicht mehr! Herr Klarmann, was hat WASIS gegen mich, ich will doch nur studieren!!!“*

*„Da scheint es eher ein grundlegendes Problem zu geben, möchten Sie sich vielleicht mal an den WASIS-Support wenden, es gibt da ein Kontaktformular...“*  
*„Ach Herr Klarmann, dann können wir doch am besten direkt miteinander schreiben.“*

*„Da haben Sie wohl Recht. Wissen Sie, was Sie jetzt machen? Sie gehen zu den Dozenten und fragen, ob Sie an ihren Lehrveranstaltungen teilnehmen können. Die Anmeldung kriegen wir dann schon in der Nachbelegungsphase hin.“*

*„Moment, ich gehe einfach zu den Dozenten hin? Und frage, ob ich teilnehmen kann? So ganz ohne WASIS?! Hätte ich das nur mal vorher gewusst....“*

Innerlich war der Weihnachtsmann um Jahre gealtert, sein Zwischenziel hatte er aber erreicht. Der Besuch der ersten weihnachtswissenschaftlichen Lehrveranstaltungen stand vor der Tür. Endlich, so hoffte er, würde er Licht ins Dunkel bezüglich seiner Aufgabe bringen. Er entschied sich, es in den Vorlesungen zu versuchen, schließlich unterrichten dort die weisesten Dozenten des Instituts.

Zuerst ging er zu Prof. Franz Becker und in dessen Vorlesung ‚Weihnachten und Weihnachtssysteme im Wandel‘. Oh, der hatte auch ein gutes Buch zu dem Thema geschrieben, sollte er sich vielleicht mal anschaffen. In der Vorle-

sung selbst ging es irgendwie um Spalten (vielleicht ging es um Gletscher, kannte er aus Lappland). Außerdem um eine Freezing-These, klang auch nordisch. Die zentralen modernen weihnachtlichen Konfliktlinien waren diejenigen zwischen Materialismus und Hypermaterialismus. Und die zwischen Glaube und Coca-Cola-Säkularismus. Auf den Linien ließen sich irgendwelche Spieler verorten. Wer war denn bitte das Christkind? Und Knecht Ruprecht?! Verwirrt verließ er die Vorlesung und war nicht schlauer als zuvor. Aber immer noch besser als die Übung bei diesem Mitarbeiter von Herrn Becker. Ganz ehrlich: was für ein Otto! Da musste man im Übrigen auch eine Studienleistung bis zum 15.12. abgeben!

Nächster Versuch, nächste Vorlesung: Prof. Kirk Dancer – Festliche Theorie- und Ideengeschichte. Alles, was der Weihnachtsmann verstand, war, dass irgendwelche Wichtel vor einem Feuer in einer Höhle herumtanzten und der Mensch des Menschen Rentier sei. Mmmh, ja, klar. Er verstand nicht wirklich etwas. Naja, noch ein Versuch! Prof. Jörn Pangasius – Methoden der empirischen Weihnachtsforschung. Dort ging es um...also, im Grunde ließ sich Weihnachten, also zumindest normalverteilt, beschreiben als...ach fuck, er gab es auf, es war zu hoch für ihn!

Frustriert, aber noch nicht hoffnungslos, ging er einen Kaffee trinken. Dort fand er ein Heftchen des WASTA, in dem sich die studentischen Initiativen vorstellten. Das war es. Das Unileben bestand ja nicht nur aus Lehrveranstaltungen, sondern auch aus dem Studentenleben. Im Kreise von Kommilitonen ließe sich dem Weihnachtsgeheimnis doch sicher auf die Schliche kommen. Er blätterte durch das Heft und stieß plötzlich einen Freudenschrei aus. Das Institut für Weihnachtliche Wissenschaft und Christbaumologie hatte doch tatsächlich einen Chor! Und dort wurden ausschließlich Weihnachtslieder angestimmt. War das seine Ret-

tung?! Direkt am selben Abend war der nächste Termin in den Räumlichkeiten des Instituts, im mittelgroßen Übungsraum. Der Weihnachtsmann machte sich auf den Weg zum roten Garagentor. Angekommen traf er die übrigen Chormitglieder. Zugegebenermaßen, es waren nicht viele. Ihm wurde mitgeteilt, dass dies zu diesem Zeitpunkt des Semesters in der Geschichte des Chors nicht selten der Fall war. Allein letzte Woche waren drei Chormitglieder auf der Suche nach einer Toilette in der Umgebung verloren gegangen und nie wieder aufgetaucht.

Der Abend selber war gut, die Lieder waren ihm alle vertraut, aber irgendetwas stimmte dabei nicht. Sie sangen sowohl deutsche Lieder, z.B. „In der Weihnachts-Deckerei“ oder „Kommet, Mahir-Ten“ als auch englische Songs wie „Go, tell it on the Crown-Mountain“ oder „Jingle Fels“. Besonders angetan hatte es ihm das moderne Lied „All I want for Christmas is Gul!“ Mit Blick auf Weihnachten machte es hingegen nicht Klick. Außerdem sagte er im Anschluss so dem Glühwein zu, dass er wohl ohnehin alles direkt wieder vergessen hätte.

Was folgte, war beinahe tragisch. Der Weihnachtsmann gab auf. Er war verzweifelt. Der Ausflug an die Universität hatte sich als absoluter Reinfall entpuppt. Auch der komische Chor hatte ihm nicht weiterhelfen können. Er fühlte sich allein und verkroch sich. Die nächsten Wochen verbrachte der Weihnachtsmann in seinem WG-Zimmer, starrte an die Decke und verließ den Raum nur, um sich mit Tiefkühlpizza zu versorgen, deren Bestand sein Mitbewohner pflichtbewusst sicherstellte. Er war am Tiefpunkt und drohte vollends abzurutschen. Was dies für Implikationen für das weltweite Weihnachtsfest mit sich brächte, ahnte er nicht einmal im Ansatz. Eines Tages schaute er aus dem Fenster. Es schneite. Er wusste nicht, wie viel Uhr es war, nur dass er wieder Hunger hatte. Er

schleppte sich zum Kühlschrank, nur um dort eine gährende Leere vorzufinden. War denn sein Mitbewohner zu überhaupt nichts gut? Er schlug resigniert die Tür zu und sah dann erst den Zettel, der von außen daran geklebt war. *„Bin über die Weihnachtstage bei meinen Eltern, sehen uns nächstes Jahr.“*

Weihnachtstage. Er konnte das Wort nicht mehr hören. Vor allem musste er jetzt aber schauen, wie er an etwas zu Essen kam. Er schaute auf den Kalender. Stimmt, heute hat zum letzten Mal die Mensa auf. Dann geh ich halt da hin. Aber erst noch einmal frisch machen. Im Bad schaute er in den Spiegel. Mein Gott, war er fett geworden. Und er war nicht nur innerlich gealtert in den letzten Wochen, sondern ganz offensichtlich auch äußerlich. Sein mittlerweile wieder ellenlanger Bart war schlohweiß. Er kramte nach Klamotten, hatte aber seit Ewigkeiten nicht mehr gewaschen und pas-

te vermutlich eh nicht mehr in seine alten Sachen. Dankbar schnappte er sich den roten Bademantel seines Mitbewohners, den dieser da gelassen hatte. Zumindest in den passte er rein. Außerdem griff er sich noch die Mütze, die sein Mitbewohner letztes vom Weihnachtsmarkt mitgebracht hatte und stiefelte zur Mensa. Während er noch nachdachte, ob er sich für das Hähnchenschnitzel Kiew oder das Gut&Günstig-Angebot entscheiden sollte, lief er in zwei Typen rein, die auf dem Weg Richtung Etage 1 standen.

*„Unicum-Tüte?“, fragte der eine.*

*„Hä?“, sagte der Weihnachtsmann.*

*„Ob du eine Unicum-Tüte haben willst?“*

*„Äh, ja, warum nicht? Aber weshalb krieg ich die?“*

*„Ist ein Geschenk, einfach ein Geschenk“, sagte der Typ.*

Genau in diesem Moment liefen zwei Mitarbeiter des universitären Facility-

Managements – früher einmal: Hausmeister – an ihnen vorbei. Zwischen sich trugen sie eine große Spiegelglasscheibe. Der Weihnachtsmann blickte auf und plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen:

Da stand er, der dicke Mann im roten Mantel, mit weißem Bart und Zipfelmütze. In seinen Händen ein Geschenk. Das war es, das war seine große Aufgabe. Er umarmte die Unicum-Menschen und die Hausmeister und stürmte nach draußen. Noch waren drei Tage Zeit. Wenn er den nächsten Flug gen Lappland kriegen würde, war noch alles drin.

Am Ende der Straße blickte er auf. An einem grünen Garagentor hing ein Schild: Weihnachtsfeier der Fachschaft Politik und Soziologie.

Na gut, so viel Zeit hatte er noch. Wäre doch schön, wenn dort der echte Weihnachtsmann vorbeischauen würde...







## Politicum • Impressum

Das **Politicum** ist die Zeitschrift der Fachschaftsvertretung am Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Es erscheint seit 30 Jahren unregelmäßig, aber immer mal wieder.

Die in den einzelnen Artikeln vertretenen Meinungen spiegeln nicht die Ansicht der Redaktion oder der Fachschaft Politik und Soziologie wider. Die Autor\*Innen sind für den Inhalt ihrer Beiträge ausschließlich selbst verantwortlich.

### REDAKTIONSANSCHRIFT

Fachschaft Politik und Soziologie  
Redaktion Politicum  
Am Hofgarten 15  
D-53113 Bonn

politicum@fachschaft-politik-soziologie.com  
fachschaft-politik.com

**ERSCHIENEN AM**  
02. Februar 2016

**HERAUSGEGEBEN VON**  
Fachschaft Politik und Soziologie

**CHEFREDAKTEURIN (V.i.S.d.P.)**  
Aileen Völlger

**DRUCK**  
Universitätsdruckerei der Universität Bonn,  
Auflage: 250

**LAYOUT**  
Esther Gardei, Aileen Völlger

**MITARBEIT**  
Fachschaft Politik & Soziologie

**MIT BEITRÄGEN VON**  
Ann-Mareike Bauschmann, Magnus Bolten, Merle Bonato, Hendrik Erz, Jacqueline Fank, Samuel Gönner, Chantal Grede, Katharina Hueske, Julia Kleinfeld, Anne Meyer, Michael Müller, Julius Rittersberger, Florian Siekmann, Dr. Marcel Solar, Christiane Suchanek, Aileen Völlger, Hannah Welter